

schen als problematisch empfundener Ungleichheit (die sich in der Statistik niederschlägt) und wissenschaftlicher oder öffentlicher Aufmerksamkeit nicht mehr zu erkennen, sodass retrospektiv auch das alte Argument der zügigen Assimilation als Grund der Nicht-Thematisierung brüchig wird.

Im Lichte dieser verschiedenen Aspekte lautet die neue These wie folgt: Die Identifizierung von Problemgruppen ist eine interne behördenspezifische (und hier vor allem ausländerbehördliche) Beobachtung, die nur vage mit den externen Problemen und damit den sozialstrukturellen Kennziffern der betreffenden Gruppe korreliert. Die Nicht-Thematisierung von Jugoslawen im Kontext von Integration und Assimilation ist somit vielmehr der Tatsache geschuldet, dass jugoslawische Staatsbürger im Umgang mit ihrer eigenen autoritären Bürokratie sehr gut gelernt hatten, wie mit Obrigkeiten allgemein umzugehen ist. Diese erlernten Erwartungsstrukturen halfen ihnen nun auch in Deutschland, weil sie die Gefahr behördlicher Willkür antizipierten. Wann immer es ging, wollten sie unauffällig bleiben. Vermutlich erregten sie deshalb weniger Aufmerksamkeit in deutschen Behörden als andere Migrantengruppen, ganz gleich, wie sie behandelt wurden. Die öffentliche und wissenschaftliche Nicht-Thematisierung ist dann wenigstens zum Teil mit behördlicher Unauffälligkeit von Jugoslawen zu erklären, korreliert aber nicht mit ihren Problemen und ihrer sozialen Lage.

Selbstintegration zwecks Remigration – Bildung und Immobilien

Im vorherigen Kapitel wurden die Folgen untersucht, die sich aus der formalen Mitgliedschaft in der ‚Socijalistička Federativna Republika Jugoslavija‘ ergaben. An Beispielen konnte gezeigt werden, wie das autoritäre Regime Jugoslawien ‚seine‘ Migranten im Ausland integrierte. Jenseits der staatlichen Zwangsintegration trafen Migranten freiwillig integrative Entscheidungen. Wenn hier Zwang und Freiwilligkeit angesprochen werden, dann ist damit keine echte Dichotomie gemeint. Vielmehr sind die beiden Begriffe die Endpunkte auf einer Bewertungsskala mit vielen Nuancen. Weil im Rahmen der Systemtheorie davon ausgegangen wird, dass es zwischen Systemen *niemals* Instruktion, wohl aber Destruktion geben kann, handelt es sich bei allen Anpassungs- oder Abweichungsleistungen *immer* um Selbstsozialisationen der betreffenden Personen. Jede und jeder hätte immer auch anders gekonnt, allerdings, und darauf spitzt sich das Problem zu, um den Preis der Destruktion. Akzeptiert man diese Fassung von Selbstsozialisation, dann müssen Personen stets die Folgen ihres Handelns abwägen, ohne sie allerdings voll beeinflussen zu können. Sie müssen sich fragen, was aus einer politischen Haft oder was aus einer Scheidung folgt. Jetzt wird deutlich, dass die

te Einblicke in den Integrationsverlauf der verschiedenen Migrantengruppen (vgl. Kalter/Granato 2004; Kristen/Granato 2004).

Unterscheidung zwischen Zwang und Freiwilligkeit erst nach der eigenen Entscheidung getroffen werden kann und dann die aktuellen wie potenziellen Entscheidungsfolgen des Handelns bewertet. Die Unterscheidung als eine wertende Einteilung zu bezeichnen, macht sie für Individuen nicht unwichtig, denn sie muss als wesentlicher Bestandteil von Selbstbeschreibungen gelten. Innerhalb dieser Bewertungsskala soll im Folgenden von freiwilliger Integration gesprochen werden. Selbst wenn Migranten das Wort Zwang im Munde führen, erahnen sie, dass sie immer auch andere Möglichkeiten hatten, diese aber aus den unterschiedlichsten Gründen nicht ergriffen.

Mit diesem etwas ungewöhnlich formulierten Blick soll nun gefragt werden, was Migranten unternahmen, um eine Remigration im Möglichkeitshorizont zu halten. Die Beispiele werden auch Antworten auf die Frage geben, warum die Remigration nicht so kam, wie sie kommen sollte. Nun mag nicht bloß der theoretische Blick irritieren, sondern auch die Kapitelkomposition. Der Grund für das Aufeinanderstoßen von schönem Bildungsgeist mit schnödem Immobilienmammon liegt in ihren Gemeinsamkeiten. Was in der Bildungsforschung mit dem Begriff Gratifikationsaufschub verhandelt wird, kalkuliert die Immobilienwirtschaft mit Rückgriff auf Rentabilitätsaspekte. Sowohl bei Entscheidungen über den Schulbesuch als auch über Bauvorhaben muss das Risiko abgewogen werden. Zwar wohnt allen sozialen Entscheidungen ein Risiko inne, weil man nie weiß, wie die Welt im nächsten Moment sein wird, doch es ist leicht zu erkennen, dass das Risiko mit der Zeitspanne wächst. Insbesondere Bildungsentscheidungen und Bauprojekte sind langfristige Festlegungen, die nicht in jedem Moment verlustfrei zu revidieren sind. Es ist sogar wichtig, auf dem eingeschlagenen Pfad zu bleiben und ihn nicht bei der ersten Irritation zu verlassen. Daher kann es zu nachteiligen Entwicklungen kommen, obwohl im Moment der Entscheidung eventuell rationale Kriterien die Entscheidungsfindung normativ begleiteten und alle Ratgeber gleiches empfahlen. So folgte beispielsweise am Ende der Schul- oder Arbeitszeit in Deutschland nicht die Remigration nach Jugoslawien, sondern die Aufenthaltsverlängerung in Deutschland und weil die bilingualen Schulklassen schlecht mit dem deutschen Schulsystem gekoppelt waren, wurde soziale Mobilität in Deutschland ein mühsames Unterfangen. Das schöne Haus im Herkunftsort hingegen wandelte sich zum lästigen Anhängsel. Dies verdeutlicht, dass unerwünschte Entwicklungen nicht allein auf die gelegentliche Uninformiertheit über Möglichkeiten im Zielland zurückzuführen sind, sondern leider die unerwünschte Seite der Risikoentscheidung eintraf.

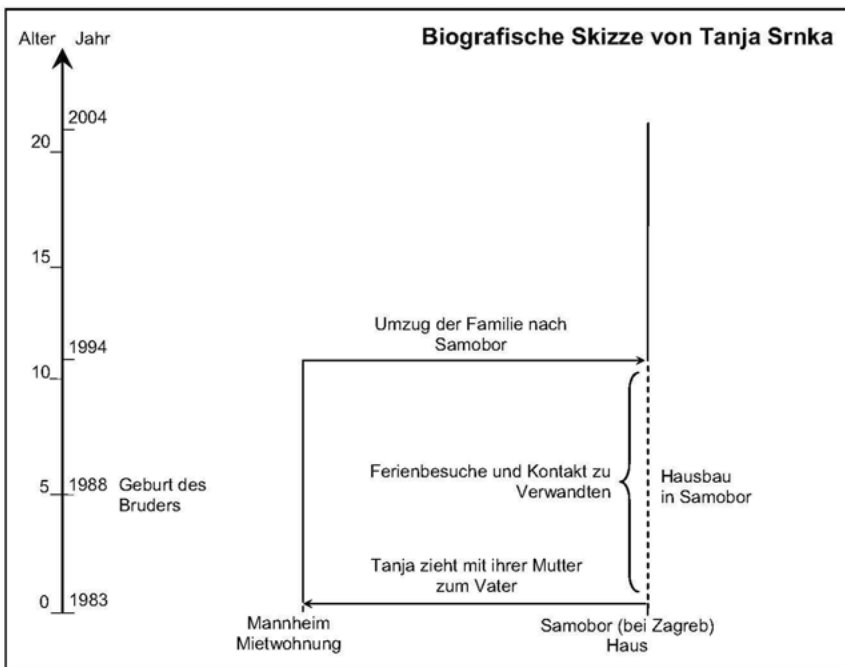
Die ‚modellhafte‘ Biografie von Tanja Srnka

Die kurze Geschichte der jungen Tanja Srnka und ihrer Familie kann als eine ‚erfolgreiche Gastarbeitermigration‘ gelten. Sie dient hier als normative Hilfskonstruktion, weil anzunehmen ist, dass andere Migranten ihr Leben mit Blick auf, aber letztendlich entgegen diese Norm etablierten. Die Migrationsaktivitäten von

Tanja kennen einen klaren Anfang und ein klares Ende. Selbst auf den zweiten Blick sind der Biografie diesbezüglich kaum Überraschungen zu entnehmen.

Tanja Srnka wurde 1983 in Zagreb geboren. Bis zu diesem Zeitpunkt führten ihre Eltern eine Fernbeziehung, denn Tanjas Vater arbeitete bereits seit 1969 in Mannheim. Nach Tanjas Geburt ziehen sie und ihre Mutter zum Vater nach Mannheim, wo 1988 ihr Bruder zur Welt kommt. Insgesamt elf Jahre lebte Tanja in Mannheim, bis alle Familienmitglieder 1994 in die elterliche Geburtsstadt Samobor bei Zagreb zurückzogen. Die Zeit in Deutschland haben Tanja und ihre Familie in guter Erinnerung. Die Zeit ist allerdings endgültig vorbei, denn das Hauptziel des Auslandsaufenthaltes wurde erreicht: Das Haus auf dem großelterlichen Grundstück konnte gebaut werden. Im Rahmen dieses familiären Migrationsprojektes störte die politisch angespannte Lage im Jahr 1994 nur wenig.

Abbildung 12: Biografische Skizze von Tanja Srnka



PG: Hmm 94 war ja nicht gerade eine optimale Zeit um zurückzukehren?

Tanja Srnka: //Lacht// Nein das war es nicht. Aber es war der Wunsch meiner Eltern. Sie wollten immer wieder zurück nach Kroatien ziehen, ja, sodass eigentlich der Krieg eine wenige Rolle gespielt hat. [...] Eigentlich war ich sehr froh, weil ich meine Großeltern über alles liebe und die haben mich auch sehr verwöhnt. Immer waren die, als wir

hier in den Ferien waren, dann haben die mich verwöhnt und ich meine das hat mir gepasst.

Sie verweist auf die in vielen Migrationsgeschichten wichtige Urlaubs-situation. Die Urlaubsverwöhnung wird mit der Eigenschaft des Ortes verbunden, der folglich in seiner Gesamtheit überhöht wird und bei einer tatsächlichen Remigration seinen Zauber zu verlieren droht. Doch eine Entzauberung kommt bei Tanja gerade nicht zur Sprache. Zumindest in Bezug auf die familiäre Liebe vermerkt sie keine Brüche. Dies lässt den Schluss zu, dass ihre Großeltern weiterhin großzügig blieben und sie den Umzug nach Kroatien und den dortigen Alltag als normale Transition hin zu einer Jugendlichen erlebte. Fast verstört über diesen glatten Übergang, hake ich nach und frage, ob es nicht doch Probleme bei der Rückkehr für sie gab. Erst jetzt kommt sie auf kleinere schulische Probleme zu sprechen:

Tanja Srnka: Ich habe Kroatisch gelernt, wie man es zu Hause spricht und in der Schule ist es dann ganz anders. Wenn man die Bücher liest und so, dann ist das wieder, könnte man so sagen, Hochkroatisch. Ist eben nicht die gleiche Sprache, wie wenn man zu Hause spricht. Das war schon ein Unterschied und auch der Grund, warum es so Probleme gab. Und eigentlich gab es noch so ein Unterschied bei Schulen. Die haben mehr gelernt und in Mathematik waren die so fortgeschritten, die machten Sachen, die ich noch nie gesehen hatte.

Zwei wichtige Probleme benennt sie. Erstens waren die Leistungsunterschiede in Mathematik ein Problem für sie, da der Mathematiklehrplan in Jugoslawien deutlich schneller voranschritt als in Deutschland. Zweitens deuten die Sprach-schwierigkeiten auf ein weiteres unterschätztes Problem hin. Die Annahme, dass allein das Sprechen der Muttersprache im familiären Kreis ausreicht, um nahtlos in der Schule Anschluss zu finden, ist irrig und bereitete nicht bloß Tanja Probleme. Doch bei Tanja konnten die schulischen Probleme durch privaten Nachhil-feunterricht schnell behoben werden, sodass ihre weitere Schullaufbahn erfolgreich verlief. Es waren ihre Eltern, die nach der Rückkehr darauf achteten, dass sie Deutsch lernt, obwohl sie damals wie heute über das armselige Niveau der Schulstunden klagt. Retrospektiv verdankt sie diesen Lerngelegenheiten und -aktivitäten ihren aktuellen Arbeitsplatz, denn gute Deutschkenntnisse waren eine Einstellungsvoraussetzung in der Zagreber Firma mit einem deutschen Mutterkonzern. Ihre transnationale Vergangenheit bildet heute einen Hintergrund für ihren beruflichen Erfolg, sodass sie auch weiterhin ohne Bedauern auf die Zeit in Deutschland zurückblicken kann. Im Vergleich zu ihren Altersgenossinnen besitzt sie damit sogar einen Vorteil, der ihre Inklusionschancen in der globalisierten Wirtschaft erhöht.

Wie schwierig der räumliche Zusammenhalt einer Familie sein kann und wie gut die frühe und gemeinsame Rückkehr für die Familie Srnka war, verdeutlicht

Tanja anhand einer komplizierten Fernbeziehung in der weiteren Verwandtschaft. Eine 18jährige, die derzeit in München lebt, aber lieber heute als morgen nach Zagreb zu ihrem Freund ziehen möchte, stößt bei diesem nur auf Unverständnis, weil er von einer Zukunft in Deutschland träumt. Tanjas Leben erscheint im Vergleich dazu als ruhiger Gegenentwurf: „Und das war auch noch ein Grund warum meine Eltern nach Kroatien ziehen wollten. Sie haben gedacht, dass wenn ich älter werden würde, dass ich dann in Deutschland leben wollen würde. Und sie würden ja sowieso nach Kroatien ziehen und dann wären wir nicht mehr zusammen und darum haben sie auch insistiert zu ziehen, als ich noch ein Kind war.“

Für Tanja und ihre Familie steht ihr Migrationserfolg außer Frage. Sie prahlt nicht mit ihm, aber die Ereignisse waren so rund und friktionsarm, dass das ein oder andere Übel nicht der Rede wert ist und man spätestens aus der Distanz darüber schmunzeln kann. Vielleicht erscheint die Geschichte des kleinen Aufstiegs in den Mittelstand manchen fad und langweilig, doch es gibt gute Gründe anzunehmen, dass sich viele Familien so einen Migrationsverlauf wünschten. Man muss Tanjas Leben nicht überhöhen und verklären, aber man kann von ihrer Biografie ausgehend fragen, warum es für andere nicht so gekommen ist. Aus welchen Gründen und zu welchen Zeitpunkten vom Plan abgewichen werden musste. Das bedeutet nicht, dass die anderen versagt hätten oder sich als Versager fühlen. Sie haben die notwendigen Planänderungen vielleicht als Chance begriffen und sich nachher darüber gefreut, aber die Frage bleibt legitim.

Tanjas kurze Geschichte benennt bereits eine Reihe von Themen, die bei den anderen Fällen näher betrachtet werden kann, obwohl nicht zu erwarten ist, dass alle im Folgenden davon komplett abweichen werden: Der Hausbau fand an *einem* Ort statt. Andere bauten im Geburtsort der Mutter *und* des Vaters sowie vielleicht noch ein zusätzliches Haus in einer Ferienregion. Die Region um Zagreb gehört zu den wirtschaftlich gedeihenden Regionen und war von den Kriegen in den 1990er Jahren nicht direkt betroffen. Auch im weiteren Familienkreis litt niemand direkt unter den Kriegen. Die Eltern legten Wert auf eine gute Bildung ihrer Kinder *und* fanden die dafür geeigneten Schulen. Niemand anderes aus der näheren Verwandtschaft migrierte, sodass lediglich zwei Orte in der Lebensplanung berücksichtigt werden mussten. Die Remigration fand zu einem Zeitpunkt statt, der für alle Familienmitglieder unproblematisch war. Tanjas Mutter konnte nach der Rückkehr sogar ihren Traum verwirklichen und eine Boutique eröffnen.

Bildung und Schule im Zeichen der Remigration

Hartmut Esser wies wiederholt auf die hohe Bedeutung von Lerngelegenheiten und -aktivitäten in Migrations- und Eingliederungsprozessen hin. Dies gilt sowohl für Inklusionen im Horizont von Nationalgesellschaften als auch für den Fall der transnationalen Mehrfachinklusion. Gleichwohl der Bezugshorizont ‚Na-

tionalgesellschaft‘ strittig ist, muss anerkannt werden, dass Ähnlichkeiten zur Realisierung von Inklusionschancen weiterhin nötig sind und diese als Lernprozesse verstanden werden können. Seit dem deutschen ‚PISA-Schock‘ ist es kein Geheimnis mehr, dass der Bildungserfolg von Migrantenkindern in Deutschland mehrheitlich unbefriedigend ist. Zwar besteht in allen Teilnehmerstaaten der PISA-Studie ein Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und erworbenen Kompetenzen, doch in nur wenigen Ländern ist dieser Zusammenhang so rigide wie in Deutschland (Belgien, die Schweiz und Luxemburg haben ähnliche Probleme) (vgl. Stanat et al. 2002: 13). Lerngelegenheiten bleiben zu oft verschlossen und Lernaktivitäten werden zu oft abgebrochen. Umgekehrt folgt daraus die These, dass ‚erfolgreichen‘ Transmigranten besonders viele Lerngelegenheiten offen standen und auch genutzt wurden. Daraus folgt nicht zwangsläufig, dass all diejenigen, die transnationale Lerngelegenheiten nutzten, später auch zu Transmigranten werden. Aus dem kleinen Sample dieser Arbeit ist lediglich zu erkennen, dass alle Transmigranten viele Gelegenheiten hatten und nutzten, dass Tanja Srnka also nur ein Beispiel unter vielen ist. Unter der Prämisse, dass eine familiäre Remigration angestrebt wurde und die Eltern ihre Kinder auf einen möglichst einfachen (Schul-)Übergang vorbereiten wollten, richtet sich der Blick nun auf Kontinuität und Diskontinuität von Lernaktivitäten und -gelegenheiten in den Kindheits- und Jugendjahren.

Erinnerungen ans Lernen während der Kindheit und Jugend

Erinnern ist immer ein Ereignis der Gegenwart. Weil es jetzt geschieht und weil Vergangenes nicht wiederholt werden kann, geschieht es immer auch etwas zu spät. In diesem Fall zu spät, weil sich verpasste Lerngelegenheiten nicht erneut bieten. Im Folgenden erinnern sich Andrej Stojanovski, Petar Klinar und einige andere ans Lernen in ihrer Kindheit und Jugend. Im Wesentlichen wird es um den sogenannten muttersprachlichen Ergänzungsunterricht³ gehen. Anhand der Erinnerungen und in interdisziplinärer Korrespondenz werden drei Problembereiche identifiziert, die einen ungebrochenen Lernverlauf erschwerten oder einer hohen Lernmotivation abträglich waren. Dabei geht es um *Interaktionen* im Umfeld des Ergänzungsunterrichts, um die *organisatorische* Fassung und um *sprachwissenschaftliche* Überlegungen. Entlang jeder dieser drei Dimensionen kann gezeigt werden, dass der Ergänzungsunterricht eine Randstellung einnimmt, welche die Lernbereitschaft schmälert: Die *Interaktionen* um den Ergänzungsunterricht markieren die Kinder und Jugendlichen als Ausländer oder allgemeiner als Außenseiter. Die *Organisationsform* kennt fast keine internen Anreize zum kontinuierlichen Lernen. Und es bleibt oftmals unklar, welche *Sprache* oder genauer

3 Die Unterrichtsbezeichnung variiert in Abhängigkeit von der Zeit, den Bundesländern und den Konzepten. Hier wird vereinfachend und für das Argument ausreichend vom Ergänzungsunterricht oder vom muttersprachlichen Unterricht gesprochen (vgl. Gogolin/Neumann/Reuter 2001).

welche Sprachregister mit welchem Ziel im Unterricht ausgebaut werden sollen. Damit ist zugleich vermerkt, was ich nicht sagen kann. Ich weiß nichts über Alphabetisierungsprozesse zu berichten, kann nichts über psychische Lernprozesse sagen, urteile nicht über die Intentionen der mit dem Unterricht verbundenen Anerkennungspolitik oder ähnliches. Lediglich das schlanke Argument der Sonderstellung soll in das Thema gelegt werden und dabei die Problematik teilweise erhellen. Dabei wird im Wesentlichen die migrante Kinderperspektive nachvollzogen.

Andrej Stojanovski wurde 1973 in Darmstadt geboren. Schon fünf Jahre später zogen er, seine ältere Schwester und seine Mutter nach Zagreb, ein Jahr später folgte sein Vater.

Andrej Stojanovski: [...] Also wir sind da richtig da, abgehauen [aus Deutschland]. Nur war die Lage halt nicht so toll, in Jugoslawien halt damals. Und wir hatten, also naja meine Eltern hatten noch Kontakte halt in Deutschland, also Bekannte und auch berufsmäßig Kontakte und dann haben die gesagt, naja es ist nicht so toll hier [in Zagreb/Jugoslawien], dann gehen wir wieder nach Deutschland und dann sind die wieder nach Deutschland und dann bin ich eben auch mit denen wieder nach oben. Und dann war ich wieder oben.

Es bleibt offen, wie zielstrebig die Eltern ihre Kontakte von Zagreb nach Darmstadt pflegten, doch die von Andrej verwendete Vokabel „abgehauen“ ist nur von situativer oder individueller Bedeutung. Er mag es so empfunden haben oder greift vielleicht salopp nach einer unscharfen Vokabel, aber die weitere Erläuterung lässt darauf schließen, dass die Remigration für seine Eltern nicht diese Endgültigkeit besaß. Der Entschluss, nach sechs Jahren in Zagreb wieder nach Deutschland zu ziehen, zeigt auch, dass Tanja Srnkas Familiengeschichte nicht selbstverständlich ist. Nicht alle konnten ausreichend Geld sparen, um in Kroatien davon zu zehren. Vielleicht waren auch die Ansprüche durch den Deutschlandaufenthalt gestiegen und man wollte sich nun nicht mit einem niedrigeren Lebensstandard zufrieden geben. Im Vergleich der beiden Familien ist zudem zu berücksichtigen, dass Tanjas Familie 1994 zurückzog, hingegen die Familie Stojanovski zwischen 1978 und 1984 in Kroatien lebte, also in einer Zeitspanne, in der sich der allgemeine Lebensstandard kontinuierlich verschlechterte, hingegen er nach 1994 besser wurde. An die zweite Zeit in Deutschland anknüpfend, frage ich nach Einzelheiten:

PG: Und wenn du dann in Deutschland warst, bist du dann in den muttersprachlichen Unterricht und solche Sachen?

Andrej Stojanovski: Ja, das musste ich leider! Das war die Strafe! //Lacht// Ja! Weil die anderen Kinder, ja die mussten, von denen musste ja keiner in den muttersprachlichen Unterricht. Das war einmal die Woche und das war vier Stunden oder so und das war schon blöd halt.

PG: Und wer hat dich dazu gezwungen? Wer hat gesagt, dass du das musst?

AS: Hmm, ich denke mal, das waren meine Eltern, die waren das. Ja, so etwas. Ich denke, also ich weiß gar nicht, ob das alle müssen oder nur manche?

PG: *Also von der Schule aus muss man nicht!*⁴

AS: Also dann waren es meine Eltern! //Lacht//

PG: *Auch das mal geklärt! //Lachen// Ähm, aber dass du dahin gehen musstest, hast du das auch mal gut gefunden, vielleicht auch dankbar...*

AS: Dass ich nach Deutschland musste oder in den Unterricht?

PG: *Beides, aber vielleicht erstmal den Unterricht.*

AS: Mmmh, nee //Lachen// Nee, ich fand das nie gut und ich finde das auch heute nicht gut. Ob das ein Nutzen für mich. Puuh? Also der muttersprachliche Unterricht, der ging bis zur neunten Klasse glaube ich!?

PG: *Ja, unterschiedlich.*

AS: Ja, ich glaube bis zur neunten Klasse oder bis zur zehnten, nein neunte glaube ich und dann war ich ja noch fünf Jahre in Deutschland ohne muttersprachlichen Unterricht, ja. Obwohl, wenn ich jetzt nachdenke, wie schwer es war, als ich herkam und wie schwer es gewesen wäre, wenn ich gar nichts gehabt hätte, das weiß ich gar nicht. Es könnte sein, dass es mir geholfen hat, aber naja.

Eine erste Annäherung an die Passage: Andrej traf ich in Zagreb, wo er nach seinem deutschen Abitur ein Psychologiestudium erfolgreich absolvierte und heute als freiberuflicher Kommunikationstrainer arbeitet. Auf den Unterricht angesprochen, äußert er sich unmissverständlich: Er *musste* hingehen und empfand es als eine *Strafe*. Der Nachmittagsunterricht ist eine unangenehme Sondersituation für ihn und sie wird allgemein umso sonderbarer, je höher die besuchte Schulform ist. Denn in höheren Schulen liegt der Ausländeranteil gewöhnlich unter dem Niveau von Real- und Hauptschulen, sodass der nachmittägliche Unterrichtsbesuch aus dem Rahmen fällt und der Gymnasiast Andrej durch den Besuch erst als Ausländer sichtbar wird. Im Gespräch nötige ich ihn, den Unterricht im Hinblick auf seinen späteren Lebensweg zu bewerten und es scheint, als reflektiere er das erste Mal aus einer solchen Perspektive. Zunächst beharrt er auf seiner jugendlichen Abwehrposition – „Nee, ich fand das nie gut und ich finde das auch heute nicht gut.“ Nur zögerlich räumt er ein, dass es ihm eventuell beim Studium geholfen haben könnte. Die Versuchung liegt nahe, die geringe Reflexionstiefe von Andrej als Charaktereigenschaft von ihm zu verstehen oder neidvoll von einem sonnigen Gemüt zu sprechen. Aber das ist (noch) nicht der Punkt. Von Interesse sind die negativen Erinnerungen an den Unterricht. Mit den Schilderungen von Karolin Sablijar soll dem Problem weiter auf den Grund gegangen werden. Sie erinnert sich mit noch größerem Unbehagen an ihre kindliche Außenseiterposition. Im

4 Im Dschungel der Länderkompetenzen hatte ich mich im Interview verirrt. In Hessen war der ‚muttersprachliche Unterricht‘ zwischen 1983 und 2000 ein versetzungsrelevantes Pflichtfach für alle Kinder aus den ehemaligen Anwerbeländern (Schroeder 2001). Andrej musste also von Staats wegen. Seine Eltern hätten ihn aber mit einem einfachen Schreiben vom Unterricht befreien können. Am Kernargument ‚Sonderstellung am Rand‘ ändert das aber nur wenig.

Gegensatz zu Andrej wuchs sie nicht in einer Großstadt, sondern im ländlichen Schwarzwald auf.

Karolin Sablijar: [...] Und wir haben immer Deutsch miteinander gesprochen. Und ich fand es als Kind fürchtbar, anders zu sein. Unsere Eltern haben zwar mit uns Kroatisch gesprochen, aber wenn wir in der Stadt waren, haben wir immer auf Deutsch geantwortet. Und wir mussten dann, meine Eltern wollten dann, dass wir die Sprache auch lernen, und zwar nicht nur sprachlich, sondern auch verschriftlicht, wir mussten dann einmal die Woche in die jugoslawische Schule, das gab's damals noch. Und das habe ich gehasst! Das habe ich nicht gerne gemacht, und als ich dann in der achten Klasse war, wollte ich nicht mehr. [...] Und bei mir, naja, war das [Kroatische] auch recht verkümmert. Ich bin mit 19 Zuhause ausgezogen und habe dann eigentlich, ja kein Bezug zu kroatischen Freunden gehabt. Ich habe einen kroatischen Freund, mit dem ich aber immer Deutsch gesprochen habe und einen serbischen Freund, der aber auch überhaupt kein Serbokroatisch kann. [...]

PG: Und was war das Schlimme daran, äh am Unterricht?

KS: Dass das die anderen Kinder nicht mussten! Wir mussten da extra mit einem Bus in einen anderen Ort fahren, mit einem Bus und ja alle meine Klassenkameraden haben das halt nicht gemacht. Das Schlimme daran halt war, dass ich mit einem anderen der einzige Ausländer in der Klasse war und ja, das ist nicht schön als Kind anders zu sein.

Auch sie verdeutlicht, dass ihr die Sondersituation unangenehm ist. Während sie auf der Straße auf Deutsch antworten kann und so zumindest im Moment ihres Sprechens nicht als Ausländerin identifiziert werden kann, markiert der Bustransfer eine Differenz in der räumlichen Dimension. Einen negativen Erinnerungsterror findet man auch in den Erzählungen von anderen: Danilo Delak, Jelena und Jasna Lajić, Minaz Pashku, Sajma Mehanović und Elvedin Duraković wählen ähnliche Worte, wenn sie den Unterricht bewerten. Immer beschleicht sie das Gefühl, durch den Unterricht markiert zu werden. Sicherlich mag es auch schöne Momente im Unterricht gegeben haben, doch die in der Interaktion hergestellte Sondersituation wurde als unangenehm empfunden. In den Erinnerungen von Petar Klinar tritt das Interaktionsproblem noch deutlicher hervor, weil er 1966 als Sohn einer Deutschen und eines dalmatinischen Arbeitsmigranten geboren wurde, der Ausländerstatus also nicht auf der Hand lag. Seine Eltern hatten extra nach einem Namen gesucht, der sowohl in Deutschland als auch in Jugoslawien nicht sofort den Ausländerverdacht hervorrufen und in beiden Ländern gut auszusprechen sein sollte. Binationalität war Erziehungsprogramm.⁵ Obwohl seine Eltern in Deutschland leben, wächst er bis zur Einschulung bei seinen Großeltern an der dalmatinischen Küste auf. Seine Kindheitsjahre sind geprägt vom Ziel einer familiären Remigration nach Dalmatien. Allein der frühe Unfalltod seines Vaters verändert die Familienpläne. Seine Worte zum Umfeld des Unterrichts:

5 Ein nicht ganz neues Programm. Arthur Schopenhauers Eltern vollzogen ähnliche Überlegungen als es um den Taufnamen ihres Sohnes ging (vgl. Droit 2003).

Petar Klinar: [...] Ja ich habe mal von einem Hausmeister eine gescheuert bekommen. In dieser Hauptschule, wo ich da für den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht da war, ich meine die hätte ich wahrscheinlich als *rein*, in Anführungszeichen, deutscher Knabe auch gekriegt. Aber weil ich dann zum Wassertrinken dann ins Mädchenklo gegangen bin, ja aber das wurde eben begleitet mit irgendwelchem Geschimpfe über die Ausländer und so etwas. Also solche Erfahrungen habe ich schon gemacht.

Petar wird nicht nur beiläufig gekränkt und diskriminiert, sondern erfährt durch den Gang zum Unterricht, dass er von außen als Ausländer betrachtet wird. Das Ereignis Wassertrinken auf dem Mädchenklo wird nicht allein in der ersten Instanz bestraft oder getadelt, sondern ein zweites Mal gelesen und bewertet. Ausländersein dient dann als ein Chiffre für Fehlverhalten, für die Unfähigkeit, nicht lesen zu können oder eben frech zu sein. Weil der Kontakt zu Petar über seine Mutter vermittelt wurde, hatte ich die Gelegenheit, ihn mit ihren Aussagen zu konfrontieren:

PG: [...] Ich meine, ich habe ja nur, deine Mutter hatte ja so ein paar biografische Sachen fallen lassen, wo ich dachte, naja, das kann ja interessant sein... und dass du beim Tod deines Vaters gesagt hättest – das sagt nun deine Mutter – ähm ach jetzt brauchen wir kein Kroatisch mehr zu lernen, jetzt können wir den muttersprachlichen Unterricht knicken...

Petar Klinar: Das ist interessant, weil die, die Aussage. Ich kann das jetzt nicht anzweifeln. Das werde ich schon damals gesagt haben, mit, mit 10 Jahren, aber ich kann mich daran nicht dran erinnern. An diese, dass ich diese Aussage getroffen hätte, also ich weiß nicht, kann sein, wundert mich aber, da ich dann auch weiter hin gegangen bin. Ich glaube nicht, dass wir das dann aufgehört, aufgehört haben!

PG: Neene, aufgehört hast du nicht, aber den Versuch hast du unternommen...

PK: Es waren also drei Wochentage, noch zusätzlich am Nachmittag. Dann waren es dann ja so, wie es in diesen Zwergenschulen so üblich ist, also von der ersten bis zur neunten Klasse, also alle zusammen. Ja und wie soll man sagen. Ja wenn man etwas älter ist, dann fiel natürlich die Diskrepanz zwischen, ja in diesen Fächern dann auch, da ging es ja auch um Geografie um Geschichte, ja im weitesten Sinne Heimatkunde ja. Die Diskrepanz zwischen den dort vermittelten ja, damals ja jugoslawisch-sozialistischen Werten und Idealen und der eigenen Lebenswirklichkeit erstens, zweitens zwischen dem Widerspruch was der Lehrer selber parallel, also der aus diesem Land, ja eigentlich kommen sollte und das vertreten sollte, aber wo ganz klar, wenn es ein kroatischer Lehrer war, dann, dann war das sehr viel mehr so an Verbundenheit jetzt in meinem Sinne zu spüren, also sehr viel mehr Anknüpfungsmöglichkeiten. Zumal wir damals in der Klasse auch hauptsächlich Kroaten waren. Das hieß zwar jugoslawischer da Ergänzungsunterricht, aber es war eigentlich ein kroatischer Unterricht dann mit diesen kroatischen Lehrern. Das war aber dann wiederum anders, wenn es eben andere Lehrer waren. Also das war insofern dreifach gebrochen, wenn man so will. Das hat man, das hat man schon als Kind mitbekommen. Das hat man also gesehen, ja! Und trotzdem, ich muss sagen, ich erinnere mich da an meinen Vater, der kein Parteimitglied oder in irgendeiner Weise, ähm, ja zu besonders formal loyal, diesem damaligen System

da gegenüber war, hat mich doch ins Konsulat geschleppt. Wo ich ähm, nachdem ich schon vorher bei den Pionieren Mitglied war, in den sozialistischen Jugendverband aufgenommen wurde. Und das hat eben bedeutet und das war ganz klar, die Option war wirklich ein Zurück und dann, wenn wir zurück im damaligen sozialistischen Jugoslawien sind, dann hätte sich das natürlich als positiv ausgewirkt. Weil man eben dann auch im sozialistischen Jugendverband äh Mitglied war und da sind bei weitem nicht alle Mitglied gewesen. Also insofern erinnere ich mich nicht mehr daran, gesagt zu haben, ich gehe jetzt da nicht mehr hin, weiß aber, dass es mir damals durchaus lästig gefallen ist. Zum Teil, das schon. Ich bin im Nachhinein aber froh und werde meinen Sohn, so wir dann noch hier sind, auch auf jeden Fall auch hinschicken, also das will ich schon machen.

Petar adressiert grundsätzlich die gleiche Problematik wie zuvor Karolin und Andrej. Und obwohl sich alle drei an längst vergangene Zeiten erinnern und mein Argument nicht gänzlich neu ist, könnten die Probleme kaum aktueller sein. Es muss geradezu erstaunen, dass mehr als 30 Jahre an der Unterrichtskonstruktion des muttersprachlichen Ergänzungsunterrichts und den damit verbundenen normativen Erwartungen festgehalten wird, obwohl die Erfahrungen höchstens Mittelmaß sind. Im Gegensatz zu Andrej fällt bei Petar sofort die Reflexionstiefe auf. Sie ist das Produkt einer ungleich längeren und zudem wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Das mütterliche Zitat zu Beginn verstört ihn und seine üblichen Deutungen. Man könnte auch von einer kleinen kognitiven Dissonanz sprechen, die ihn dazu zwingt, seine Einstellungen zu überdenken und dabei zu überlegen, wie er mit dieser Störung umgeht. Erst am Ende der langen Passage kommt er zu einer Lösung, die es ihm ermöglicht, an seinen normativen Erwartungen festzuhalten – auch sein Sohn soll möglichst in den Unterricht gehen.

Petar erkennt noch weitere Bruchlinien im Unterricht. So reiben sich seine Erfahrungen aus dem ländlichen Dalmatien mit den Idealen des sozialistischen Jugoslawiens. Sogar das Spannungsfeld, in dem sich die Lehrer befinden, ist für ihn zu erkennen. Diese feinen Unterschiede sind eine weitere empirische Spezifizierung für das weiter oben ausgeführte Argument, dass im Zusammentreffen mit dem autoritären Staat ein gutes Gespür für Erlaubtes und Unerlaubtes entwickelt wurde. Dies beinhaltet das Wissen um Dinge, die nicht ausgesprochen werden dürfen – Petar hat es folglich „mitbekommen“ und „gesehen“, wird sich aber nur mit Bedacht darüber geäußert haben. Diese feinen, für Außenstehende nur schwer nachvollziehbaren, Trennungen finden einen sehr deutlichen Niederschlag in der formalen Mitgliedschaft bei den Jungen Pionieren. Es kann als kleine Meisterleistung verstanden werden, wie es Petar gelingt, diese Loyalitätsbekundung zum sozialistischen Regime als nicht zu unterwürfig zu vermitteln, obwohl der Opportunismusvorwurf an ihm und seinem Vater klebt. Er gibt sich nicht damit zufrieden, dass der Zweck (Remigration) die Mittel (Mitglied bei den Jungen Pionieren) heiligt und schildert den Anmeldungstag. Petar bringt den Mo-

ment der Loyalitätsbekundung ins Wanken, indem er seine Unfreiwilligkeit ausdrückt: Petar wurde ins Konsulat *geschleppt*. Mit mehr Dramatik: Es war sein Körper, der ins feindliche Konsulat, in die Exekutivstelle Belgrads verfrachtet wurde. Und wie hätte sein kindlicher Körper sich gegen die Verschleppung wehren sollen? Die Betonung des schier Unvermeidlichen lässt im gleichen Moment offen, was mit seinem Geist geschah. Innerer Widerstand und innere Distanz zum Staat werden deutlich. Die Mitgliedschaft bei den Jungen Pionieren ist nicht mehr als ein Arrangement auf Gegenseitigkeit. Nachdem er sein Verhältnis zum Staat verdeutlicht hat, kehrt er zur Ausgangsthematik zurück und erinnert sich, dass der Unterricht ihm als Kind lästig fiel. Auch zu Beginn fiel ihm sofort ein, dass der Unterricht an drei Nachmittagen zusätzlich stattfand. Wenn er abschließend die durch das mütterliche Zitat ausgelöste Anfangsirritation zu beruhigen versucht, dann weicht er dieser zeitlichen und räumlichen Sonderstellung allerdings aus und greift einen anderen unangenehmen Aspekt auf, der sich heute nachweislich geändert hat: Die staatlichen Eingriffe in den Unterricht sind mit den jugoslawischen Manipulationen nicht mehr zu vergleichen. So kann er sogar an den normativen Plänen für seinen Sohn festhalten, den er ebenfalls in den Unterricht schicken möchte. Einem Jongleur gleich kreiert er seinen transnationalen Schwebezustand, indem er sagt: „so wir dann noch hier sind“.

Damit sind die Interaktionen im Umfeld des Ergänzungsunterrichts ausreichend beschrieben. An verschiedenen Beispielen ist zu erkennen, dass Kinder und Jugendliche zu Außenseitern werden, weil sie aufgrund des Unterrichtsbesuches in der Sach-, Sozial-, Zeit- und Raumdimension als außenstehend identifiziert werden (können). Sicher könnte man einwenden, dass Kinder auch das lernen müssen, doch mit Empathie erahnt man, dass sie eben ungern Außenseiter sind. Dass Kinder und Jugendliche in anderen Kontexten stolz auf ihren Sonderstatus sind, ist ein anderes Thema. Wenn sie das sind, so kommt vermutlich eine andere Norm zur Geltung. Sie lautet ‚Individualisiere Dich!‘. Innerhalb dieser ausgesprochen modernen Norm sind sie dann aber wieder Insider. Zurück zu den Erinnerungen. Sie zeigen, dass die Lernmotivation sank. Aber damit ist das Problem noch nicht durchdrungen. Denn die sich aufdrängende Handlungsempfehlung wird dem Problem der sinkenden Motivation kaum beikommen. Die naive Empfehlung würde lauten, dass man Kinder und Jugendliche des Ergänzungsunterrichts wegen nicht hänseln sollte. Das ist ein nettes Gebot und weist in die richtige Richtung, aber es bleibt eine Forderung ohne Adresse. Wer möchte denn die ganzen Interaktionen kontrollieren?

Die Angelegenheit ist komplizierter und soll um eine Betrachtung der *organisatorischen Struktur* ergänzt werden. Dass Pennäler nicht immer gerne zur Schule gehen und nicht jeder Stunde mit gleichem Wissensdurst entgegenfiebern, ist eine alte Selbstverständlichkeit. Doch zwischen dem allgemeinen Unterricht und dem Ergänzungsunterricht gibt es einen Unterschied, der Folgen für die Motivation hat.

Grundsätzlich kennt die Schule als Organisation formale Mitglieder. Ihre wichtigsten Mitglieder sind Lehrer und Schüler. Weil die Schüler allerdings im Rahmen der allgemeinen Schulpflicht zur Schule müssen, kann hier von einer Zwangsmitgliedschaft gesprochen werden. Noch krasser könnte man auch sagen, dass die Schüler nicht Mitglieder, sondern Gegenstand der Schule sind. Wer es schöner formulieren möchte, spricht von Obhut. Auch die Prämissen der Reformpädagogik kommen nur teilweise aus dieser Konstellation heraus. Davon abgesehen kommt es in Organisationen zu Differenzierungen, die bei der Vorsteuerung der Kommunikation helfen. Im Falle von schulinternen Rollendifferenzierungen wird folglich an der Sprecherin oder am Sprecher festgemacht, welche Kommunikation relevanter und welche irrelevanter ist. Das Wort des Direktors hat gewöhnlich mehr Macht als das eines Lehrers. Solche Differenzierungen fördern die Stabilität von Organisationen. Meist handelt es sich um hierarchische Strukturen, innerhalb derer Höherstehende Weisungsbefugnisse besitzen. Stabilitätsfördernd sind aber nicht allein Hierarchien, sondern Asymmetrien. *Primus inter pares* bezeichnet eine solche Asymmetrie, die bei der Vorstrukturierung von Kommunikation hilfreich ist. Im Zweifel werden sich die anderen an den Aussagen ihres *Primus* orientieren. Ähnlich verhält es sich in der Schule. Erfolg stellt sich leichter ein, wenn die Weisungen der Lehrer beachtet werden. Das ist nicht ungewöhnlich, weil in jeder Organisation den Anweisungen zu folgen ist, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen. Für Schülerinnen und Schüler ergibt sich aus der erwähnten Schulpflicht jedoch eine Sonderrolle. Andere Mitgliedschaften in der modernen Gesellschaft sind meist freiwillig. Auch Lehrerinnen und Lehrer befinden sich grundsätzlich freiwillig in der Schule, denn selbst die Zwänge des Geldverdienens zwingen sie nicht zur Mitgliedschaft in dieser einen Schule. Die Schüler hingegen müssen in die Schule. Sie können daher über lange Zeitperioden hinweg folgenlos gegen die Organisation rebellieren und ihren Unmut kundtun. Bestünde freiwillige Mitgliedschaft, könnte die Organisation Schule ihre Schüler allein mit dem Vorwurf der Nichtgefolgschaft von der Schule verweisen, so wie jedes Unternehmen Mitarbeiter entlässt, wenn sie sich den Anweisungen widersetzen. Die demokratisch verabschiedete Pflichtbesuchung, die ein klassisches meritorisches Gut darstellt und auch aus dem Grundgesetz abzuleiten ist, lässt das Sinnieren über Sinn und Unsinn der Schule für Schüler müßig werden. Das Grundsatzproblem des Gratifikationsaufschubs wird hier durch den Zwang beinahe neutralisiert, weil ohnehin kaum ein Ausweg zu erkennen ist.

Blickt man nun auf den muttersprachlichen Unterricht, dann wird sofort dessen merkwürdige Zwischenposition deutlich. Grundsätzlich steht es jedem frei, in den Unterricht zu gehen oder nicht. Es sind die Eltern und vielleicht auch die Kinder, die darüber befinden. Andrejs Eltern ist es offensichtlich gelungen, eine Diskussion über Sinn und Unsinn gar nicht erst aufkommen zu lassen, indem sie ihrem Sohn die Optionen verschwiegen. Bei Petar keimt die Diskussion kurz nach dem Tod des Vaters auf, wie sich seine Mutter erinnert: „Und dann starb mein Mann, dann haben meine Kinder sofort gefragt, ja jetzt brauchen wir das

[den Unterricht] nicht mehr. Ja, jetzt erst recht! Was müssen denn die Großeltern sagen!? Jetzt erst recht! Die haben das erst später gut gefunden.“

Es wird nicht nur deutlich, wie leicht der Unterrichtsbesuch beendet werden kann, sondern es drängt sich auch die Kernfrage auf, wo eine Belohnung fürs Lernen liegen könnte. Die Eltern beantworten diese Frage mit einer möglichen Remigration und/oder wie Petars Mutter mit dem Verweis auf die Möglichkeit, mit Verwandten sprechen zu können. Aber ist die Möglichkeit ein Lob von Eltern und Großeltern zu erhaschen alles? Grundsätzlich verweisen die meisten Begründungen über den Schulhorizont hinaus und greifen in der einen oder anderen Form das bekannte Zitat ‚Non scholae, sed vitae discimus‘ auf. Nun ist dieses hehre Ziel schon immer problematisch gewesen, aber es wird noch interessanter, wenn man bedenkt, dass es sich um verdrehtes Zitat handelt. Tatsächlich hatte der Philosoph Seneca den Lehrbetrieb mit folgenden Worten getadelt: ‚Non vitae, sed scholae discimus‘ – also ‚Wir lernen nur für die Schule, nicht für das Leben!‘ Auf den Ergänzungsunterricht bezogen und innerhalb einer organisatorischen Betrachtung bedeutet dies, dass noch nicht einmal für die Schule gelernt wird. Sicher gibt es eine kleine Würdigung im Zeugnis, doch da der Unterricht nicht zum schulischen Zwangskanon gehört, wird er schulintern auch nicht gemessen. In Deutschland ist es weitestgehend nicht möglich, Serbisch/Bosnisch/Kroatisch als Prüfungsfach im Abitur zu wählen oder andere Fachnoten mit der Zensur aus dem muttersprachlichen Unterricht auszugleichen. Sicherlich bestehen Ausnahmeregelungen. So ermöglicht es Bayern bis heute, den qualifizierten Hauptschulabschluss statt im Fach Englisch in der Muttersprache zu absolvieren und für die Mittlere Reife ist die Möglichkeit einer Fernprüfung der Muttersprache gegeben (vgl. Neumann 2001). Doch grosso modo bleibt der Unterricht ein Fremdkörper in der Schule und die Schüler können innerlich über ‚deferred gratification‘ oder Randpositionen im deutschen Multikulturalismus sinnieren.

Aufgrund dieser Ungleichbehandlung läuft der Unterricht in ein permanentes Legitimations- und Ungerechtigkeitsproblem. Petars Jugenderinnerungen sind folglich nicht zufällig:

Petar Klinar: [...] Ähm insofern war da klar ein soziales Gefälle schon mal, also es war anders belegt, ja und, und ich weiß noch, ganz genau, wie ich... Ja wie ich, ja ich überlege gerade, wie alt ich war, als ich das wirklich bewusst verstanden habe, dass nicht jede Sprache einfach gleich viel wert ist, wo ich mir einfach eingebildet habe... gibt eben verschiedene Sprachen und alle sind gleich, ob man jetzt Italienisch, Englisch, Französisch und ob das jetzt hundert Millionen Leute oder eine Million, oder nur 20.000, das spielt doch keine Rolle. Sie ist funktional und sie drückt etwas aus und sie hat bestimmt ihre Schönheiten und bestimmt ihre weniger schönen Seiten, wenn man das subjektiv so empfinden mag, aber äh, es ist kein Anlass, äh, die von vorneherein die in eine Rangfolge zu bringen, ja! Und das habe ich irgendwann begreifen müssen, dass das nicht stimmt. Wenn jemand eben, was weiß ich, Schüleraustausch in England ge-

macht hat, und Englisch gelernt hat und Englisch konnte und so etwas, das ist natürlich mehr wert und Englisch ist auch mehr als Türkisch oder als Kroatisch oder was auch immer und das hat natürlich was mit, mit der geschichtlichen Entwicklung und eben dem Stellenwert dieser Staaten oder Völker oder wie man es auch ausdrücken will, zu tun, ja! Und da sind sie jetzt nicht unbedingt gut beleumdet, die aus Südosteuropa, das ist so, das war damals so und das ist jetzt auch wieder so. Das ist mir aufgefallen.

Petar zeigt auf, wie er schmerzhaft erkennen musste, dass Gleichheit ihre Grenzen hat und dass segmentäre Differenzierungen – und als solche Differenzierungsform sollen Nationalsprachen gelten⁶ – nicht vor einer wertenden Hierarchisierung schützen. Petar erklärt den aktuellen Status mittels geschichtlicher Entwicklungen und behauptet, dass südosteuropäische Staaten, Völker und somit auch Sprachen nicht gut beleumdet seien. Mit seiner Einschätzung dürfte er richtig liegen. Allerdings verharret diese Erklärung stark auf einer Bedeutungsebene und lässt, weil die Bedeutung kondensiert und konfirmiert wurde, einen Wandel kaum zu. Der Rückgriff auf eine historische Deutungsmacht ist nicht falsch, doch wenn man die Semantiken auf Strukturen bezieht, wird es noch spannender. Der schlechte Ruf Südosteuropas wird vor allem deshalb zu einem Problem, das die Menschen entzürnt, weil es das moderne Gleichheitspostulat gibt.⁷ Aufgrund dieses Postulats kann die fortwährende strukturelle Ungleichbehandlung mancher Sprachen überhaupt erst Unmut erregen. Was bedeutet das genau? Soll Englisch als obligatorische Fremdsprache abgeschafft oder Bosnisch/Kroatisch/Serbisch dieser Weltsprache gleichgestellt werden? Das muss keineswegs sein, denn Ungleichheiten werden geduldet, wenn die Legitimation zur ungleichen Behandlung von Gleichem – hier Sprachen – schlüssig ist. Im Vergleich zur Weltsprache Englisch wird kaum jemand fordern, alle anderen Sprachen ihr absolut gleichzustellen. Im Vergleich zu anderen an deutschen Schulen angebotenen Sprachen wird das Gleichheitsproblem aber schon virulenter und eine Legitimation für die Ungleichbehandlung ist kaum mehr zu erkennen. Wenn also in Sonntagsreden oder politischen Absichtserklärungen behauptet wird, dass alle Sprachen gleich seien und einen inneren Wert besäßen, dann muss eine schulische Gleichbehandlung das Ziel sein. Nun kann man zur Legitimation von Ungleichbehandlungen

6 Es ist wichtig zu erkennen, dass Nationalsprachen nicht die empirische Voraussetzung für das Projekt der Nationalstaatenbildung waren, sie aber an das Projekt gekoppelt sind – man denke nur an gewaltsame Assimilationsprogramme und den Umgang mit Minderheitensprachen zum Beispiel in Frankreich oder die höfische Sprache in ‚Deutschland‘ während des 17. Jahrhunderts (vgl. Maas 2005; Anderson 2003 [1983]; Elias 1997 [1939]).

7 Mit Bedacht wird hier das *moderne* Gleichheitspostulat angesprochen. Die Diskussion bewegt sich also auf einem sozialwissenschaftlichen Terrain und betrachtet kontextabhängige Gleichheits- und Gerechtigkeitsfragen (Rosa/Corsten 2005). Mit anderen Worten heißt das, dass die Diskussion sich nicht auf die Suche nach kontextunabhängiger Gerechtigkeit begibt, wie es die Moralphilosophie etwa bei der Suche nach dem Urzustand versucht (vgl. Rawls 1979).

anführen, dass es aus Kostengründen nicht möglich ist, alle Sprachen anzubieten. Richtig, eine flächendeckend gleiche Sprachversorgung ist unwahrscheinlich. Aber das Kosten- und damit Nutzenargument wird auch nicht auf Alt-Griechisch angewendet. Hier wird von Bildung an sich gesprochen. Aber bilden die ost- und südosteuropäischen Sprachen etwa nicht?⁸

Bereits diese kurze Diskussion zeigt an, dass die organisatorische Sonderstellung zum einen problematisch ist, weil das allgemeine Erziehungsproblem des Gratifikationsaufschubs schlecht gelöst ist und zum anderen, weil das Unbehagen an der Ungleichbehandlung von Sprachen hier zu greifen ist. Das meist diffuse Gefühl, dass der Blick auf den Balkan mehrheitlich von Geringschätzung gezeichnet ist, kann hiermit strukturell begründet werden. Und bei alledem muss erkannt werden, dass die Politik praktisch keinerlei Anstalten unternimmt, um an dieser Situation ein Jota zu ändern. Zugegeben, die Aussage vereinfacht die Angelegenheit und verkennt einzelne Vorstöße von Parteien, Verbänden oder Konsulaten. Doch wenn sich nach über 50 Jahren bundesrepublikanischer Migrationsgeschichte so wenig getan hat, dann ist das pauschale Argument grundsätzlich gerechtfertigt. Für den Gang dieser Argumentation, also aus Sicht der Lerner ist die Vereinfachung allemal gerechtfertigt.

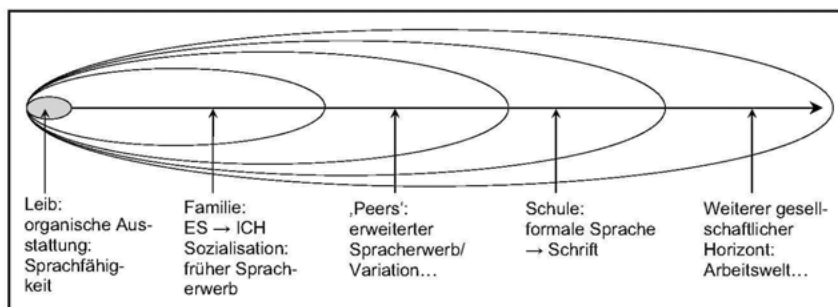
Die organisatorische Betrachtung soll nun ruhen und der Blick aufs Sprachenlernen – dem doch eigentlichen Sinn und Zweck des Unterrichts – gerichtet werden. Noch könnte man das Argument vertreten, dass sich der Unterrichtsbesuch für Andrej, Petar und andere trotz eklatanter Ungleichbehandlungen und trotz mancher Qualen gelohnt hat. Auch Karolin sprach davon, dass ihre Schwester deutlich schlechter Kroatisch als sie selbst spreche, weil sie zwei Jahre weniger in den Nachmittagsunterricht gegangen sei. Die Kausalität klingt verlockend, aber ganz sicher ist das nicht. Es klingt gewiss plausibel, dass die Lebensabschnitte in Kroatien, Bosnien oder Serbien nicht so erfolgreich verlaufen wären und würden, wenn sie nicht alle in den Unterricht gegangen wären. Auch die Beobachtung, dass alle Transmigranten wenigstens zeitweise den Unterricht besuchten, stützt die These. Die konstruierte Kausalität zwischen Unterrichtsbesuch und späterer Transmigration wird allerdings durch den sehr wundersamen Zweifel von Andrej erschüttert. Zur Erinnerung: Andrej war sich nicht so sicher, dass ihm der Unterricht zum Nutzen gereichte und wollte auch ex post den Sinn nicht so recht zugeben, obwohl er anfangs Sprachprobleme in Zagreb hatte.

An dieser Stelle hilft ein Seitenblick auf die sprachwissenschaftliche Migrationsforschung weiter. Unterrichtsdidaktik und -methoden werden dabei zweit-

8 Eine kleine Ausnahme stellt der Russischunterricht dar. Zwar fehlt auch dem Russischen die Reputation, doch aus historischen Gründen ist es fester im schulischen Fremdsprachenkanon verankert als Bosnisch/Kroatisch/Serbisch. Zum einen weil Russisch in der DDR als Pendant zum Englischen gelernt wurde und zum anderen, weil die deutsche Geschichte der Aussiedlermigration und deren ‚ethnische Privilegierung‘ dazu führte, dass mit mehr Nachdruck ein Lernangebot eingefordert wurde.

rangig behandelt. Nicht weil sie unwichtig wären oder es dazu keine Literatur gäbe, sondern weil das nicht in meine Kompetenz fällt. Hier soll, ganz im Sinne einer interdisziplinären Migrationsforschung, nur das thematisiert werden, wozu ich auch etwas zu sagen habe. Dazu bedarf es einiger Grundlagen. Die nachstehende Abbildung zeigt ein einfaches Modell der sprachbiografischen Entwicklung. In seiner Schlichtheit suggeriert es einen mehr oder minder linearen oder epochalen Ausbau von Sprachregistern.

Abbildung 13: Modell sprachbiografischer Entwicklung (Maas 2005: 113)



Diese Modellvorstellung ist nicht gänzlich falsch, aber sie verkennt wichtige Brüche beim Ausbau von sogenannten Sprachregistern oder Sprachformen – in der Grafik als Ovale schematisiert. Maas weist treffend darauf hin, dass die im Ergänzungsunterricht implizierte Vorstellung einer muttersprachlichen Schriftsprache absurd ist. Sie basiert auf der weit verbreiteten Vorstellung, dass die geschriebene Sprache die gesprochene abbilde. Tatsächlich habe die Schrift aber ihren Horizont darin, dass Neues gegenüber dem schon Bekannten (ggf. Gesprochenen) zugänglich gemacht werde (Maas 2005: 112). Schrift benutzt auch andere Formen und vor allem ermöglicht sie den Aufbau von Komplexität. Ohne Schrift und die dazugehörigen Speichermedien wäre die moderne Gesellschaft nicht vorzustellen. Schrift ermöglicht es auch, vor- und zurückzuspringen, ermöglicht die Trennung von Sprecher und Leser. Für den Unterricht bedeutet das, dass Kinder und Jugendliche dort keine einfache Ergänzung der im Elternhaus gesprochenen Sprache erfahren, sondern mit anderen Sprachregistern in Kontakt treten. Vereinfachend können die Sprachregister in intime, informelle und formelle Formen eingeteilt werden. Hinzu kommt das Erlernen von Schrift als Medium, wobei das Medium Schrift selbst wiederum meist zu den formalen Sprachregistern zu zählen ist und nur selten intime Sprachformen verschriftlicht werden. Zudem ist sie meist sehr dicht an einer Nationalsprache orientiert, die wiederum meist kodifiziert ist und als Amtssprache Verwendung findet – identisch sind Schrift- und Nationalsprache aber nicht. Der muttersprachliche Ergänzungsunterricht ist folglich treffender als nationalsprachlicher Unterricht zu bezeichnen.

Innerhalb des Erlernens von Sprachformen kommt dem Erlernen der formalen Schriftsprache eine hohe Bedeutung zu. Nur mit ihr kann man sich komplexen Sachverhalten annähern. Der Lernerfolg hängt wesentlich von der kategorialen Haltung zum Schriftlichen ab.⁹ Diese Erkenntnis ist allgemeiner Art. Auch bei den PISA-Ergebnissen zeigte sich, dass es grundsätzlich um den Kontakt mit der Schriftsprache oder, um ein anderes Schlagwort zu verwenden, um die Bildungsferne von bestimmten Gruppen geht. Die Schwierigkeit liegt also darin, Kindern das Medium Schrift beizubringen und sie zugleich an formale, meist schriftsprachliche, Register heranzuführen. Geschieht dies nicht, und es scheint egal zu sein, in welcher Sprache es gelingt oder misslingt, dann wird es allgemein schwierig mit Texten umzugehen.¹⁰

Für Migranten ist das Thema mehrfach bedeutsam: Weil die kategoriale Haltung zur Schriftlichkeit in einem engen Zusammenhang mit dem Bildungsniveau in der Familie steht und die durchschnittliche Bildungsferne von Migrantenfamilien aus der ‚Gastarbeitermigration‘ ein bekanntes Problem ist, wird der so dringend nötige Ausbau formaler Register erschwert. Oder anders formuliert: Informelles Lernen von formalen Registern geschieht dort seltener oder wird seltener verstärkt als in bildungsbeflissenen Haushalten. Die Hoffnung, dass der nationalsprachliche Unterricht hier kompensatorisch wirken könne, ist illusorisch. Zum einen, weil die kategoriale Haltung zur Schriftlichkeit meistens ein von der jeweils gesprochenen Sprache unabhängiges Phänomen ist und zum anderen, weil migrante Kinder und Jugendliche mit Texten der Nationalsprache im deutschen Alltag selten in Kontakt kommen.¹¹ Das wiederum bedeutet, dass die hehren Unterrichtsziele zu scheitern drohen, weil den Schülern nicht oder nur mühsam zu vermitteln ist, wofür der schwierige Registerausbau nützlich sein könnte. Und so stellt sich erneut die Frage, warum Schüler freiwillig etwas lernen und bei ausbleibendem Lernerfolg auch noch den Tadel erdulden sollen, wenn sie das formale Register der Schriftsprache in ihrer alltäglichen Sprachpraxis nicht brau-

9 Maas (2005:112) entnimmt den Begriff ‚kategoriale Haltung‘ der Studie von Emilia Ferreiro und Ana Teberosky ‚Los Sistemas de Escritura en el Desarrollo del Niño‘ von 1979.

10 Eine Randnotiz: Diese kleine Korrektur des Blickes lässt nun auch erahnen, weshalb die Frage, ob eine bilinguale Erziehung gut oder schlecht ist, so müßig ist. Beide Seiten haben empirische und plausible Daten mit denen sie pro und contra Bilingualität argumentieren können. Dass das Problem aber an einer ganz anderen Stelle liegt, also im Bereich des Registerausbaus, entgeht ihnen (Beispiele für die klassische Problemsicht auf das Thema: Bedekovic 1983; Stojanovic 1983; für empirische Irritationen sorgen Alltagsbeobachtungen, vgl. Gaschke 2001; für theoretische Reflexionen dazu vgl. Maas/Mehlem/Schroeder 2004).

11 Man mag einwenden, dass das Internet über alle Distanzen hinweg den Kontakt zur Schriftsprache gewährleisten könne. Das trifft zunächst nur auf das *Medium* Schrift zu und klammert den Aspekt der unterschiedlichen Register aus. Wer im Internet Zeitung liest, wird wahrscheinlich mit formalen Registern in Kontakt kommen. Wer lediglich Chatrooms oder Blogs besucht, wird dort sehr spezielle intime oder informelle Register treffen.

chen. Denn alltäglich benutzen sie die im Elternhaus gesprochene ‚Muttersprache‘ und formale Register sind oft ebenso erlässlich wie die Schriftsprache.

Nun könnte man einwenden, dass hier elitäre Gedankenspiele verfolgt und bildungsbürgerliche Normvorstellungen von virtuoser Mehrsprachigkeit reproduziert werden. Die Fixierung auf die Schriftsprache, um es zu übersteigern, sei ideologische Praxis zwecks Ausschluss der proletarischen Schichten, diene also einzig und allein dem bürgerlichen Machterhalt. Nun soll nicht bestritten werden, dass entlang von Sprachkompetenz soziale Distinktion betrieben wird, doch man muss auch anerkennen, dass die Beherrschung formaler Register zur Voraussetzung einer umfassenden gesellschaftlichen Teilhabe geworden ist. Der aus der folgenden Tabelle abzulesende soziale Wandel verdeutlicht, dass Transnationalität um 1800 andere Voraussetzungen erforderte als im Jahr 2000. In Jugoslawien wird es, obgleich zeitlich versetzt, zu einem ähnlichen Bedeutungszuwachs von Schriftlichkeit gekommen sein.

Tabelle 11: Historisch variable Anforderungen der Sprachbeherrschung (Maas 2005: 102)

Analphabetismus in Deutschland		
Jahr	diagnostisches Kriterium	als Zugangsfaktor zum Arbeitsmarkt
1800	Unterschriftleistung	ohne Bedeutung
1900	elementare Lesefähigkeit	Bedeutung nur für qualifizierte Arbeit
2000	komplexe Texte bearbeiten	restriktiver Filter zunehmend für alle Typen von Arbeitsplätzen

Die gewählten empirischen Beispiele griffen Erlebnisse aus den 1970er und 1980er Jahren auf. Die Argumente waren nicht ganz neu und ihre Vergangenheit wirft die Frage auf, ob diese Erlebnisse noch für die heutigen Transmigranten aus der zweiten Generation relevant sind, ob sie noch Einblicke in aktuelle schulische Wirklichkeiten vermitteln. Nun, viel hat sich nicht geändert und dass das alte Problem ein aktuelles ist, zeigt das folgende Dokument, in dem hartnäckig die alten national-normativen Erwartungen wiederholt werden und sehr unbeholfen auf Störungen reagiert wird.

→ Erklärung der deutsch-kroatischen Expertenkommission für den Unterricht kroatischer Schülerinnen und Schüler in Deutschland

Die gemischte Expertenkommission ist am 7./8. März 2002 zu ihrer dritten Sitzung zusammengekommen, um über die schulische Förderung von Kindern und Jugendlichen kroatischer Herkunft in Deutschland zu beraten.

Die deutsche Seite hat berichtet, dass diese Schülerinnen und Schüler erfolgreich am Regelunterricht teilnehmen. Darüber hinaus besuchen sie in großer Zahl den muttersprachlichen Unterricht in Kroatisch, der von der Republik Kroatien und von Ländern der Bundesrepublik Deutschland angeboten wird. Fast alle jungen Menschen kroatischer Herkunft in Deutschland erwerben qualifizierte Abschlüsse in Schule und Berufsausbildung.

Dieser Erfolg ist vor allem das Verdienst der Schülerinnen und Schüler selbst. Einen großen Anteil daran haben aber auch engagierte Lehrkräfte und Eltern, die durch ihre aktive Teilnahme am Schulleben ihren Kindern ein Bewusstsein dafür vermitteln, dass sehr gute Kenntnisse in Deutsch die Voraussetzung für den schulischen Erfolg in sämtlichen Unterrichtsfächern sind.

Viele dieser Kinder und Jugendlichen wachsen zweisprachig auf und sind in zwei Kulturen zu Hause. In der Schule lernen sie eine oder mehrere weitere Sprachen. Sie verkörpern dadurch in besonderer Weise den kulturellen Reichtum Europas und nähern sich somit dem Ideal eines gebildeten Europäers.

Die Pflege der kroatischen Sprache in der Familie ist ein bedeutender Beitrag zu einer solchen interkulturellen Erziehung. Diese muss aber über den mündlichen Sprachgebrauch hinaus zu einer umfassenden Sprachförderung in Wort und Schrift führen. Solche Kenntnisse und Fähigkeiten vermittelt erst ein systematischer muttersprachlicher Unterricht, wie ihn ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer in den Schulen erteilen.

Über den sprachlichen Anteil hinaus vermittelt der muttersprachliche Unterricht landeskundliche Inhalte. Er stärkt die kulturelle Identität der jungen Menschen und fördert ihre Bindungen zum Herkunftsland der Familie. Er dient zugleich der erfolgreichen Integration der Schülerinnen und Schüler kroatischer Herkunft in das soziale Umfeld in Deutschland und stärkt ihre interkulturelle Kompetenz.

Die gemischte Expertenkommission ruft daher die Eltern kroatischer Herkunft auf, ihre Kinder zum muttersprachlichen Unterricht anzumelden. Aufgabe der Schulen ist es, bei den Eltern für dieses Angebot zu werben, auf die berechtigten Wünsche von Eltern einzugehen und die Kinder und Jugendlichen mehrsprachig zu erziehen.

Alle am Schulleben Beteiligten leisten damit einen wertvollen Beitrag nicht nur zu Bildung und Erziehung von Schülerinnen und Schülern, sondern auch zum guten Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft in Deutschland und zur Freundschaft unserer beiden Länder.

Zagreb, den 8. März 2002

Für das Ministerium für Bildung und Sport der Republik Kroatien

Für die Bundesrepublik Deutschland

Das Dokument spiegelt sicher nicht die gesamte Kompetenz der Kommissionsbeteiligten wider, doch eine besondere Problemsensibilität ist nicht zu erkennen. Zu Beginn werden salbungsvolle Worte und schöne Phrasen für alle potenziellen Empfänger wiederholt: Von der Bedeutung guter Deutschkenntnisse ist die Rede, die Verankerung in zwei Kulturen bleibt nicht unerwähnt, die Familie wird gepriesen und die ausgebildeten Lehrer werden erwähnt. Doch für was sind diese Lehrer ausgebildet? Kann es sein, dass sie vor allem für nationale Sprachvermittlung ausgebildet sind, nicht aber für die Fremdsprachenvermittlung – und vielfach ist Ergänzungsunterricht heute Fremdsprachenunterricht. Jetzt wird verständlich, weshalb die Lehrerin Frau Janda vom Klagelied der Lehrer berichtet, die einen Sprachverfall festzustellen meinen. Deren Bilder sind vermutlich geprägt von sprachpuristischen Idealen. Ein Topos der laut Maas auf der deutschen

Seite in diskriminierenden Unwörtern wie Halbsprachigkeit oder bilinguaem Analphabetentum seine Entsprechung findet (2005: 107).

In der Geschichte der Nationalstaaten ist es nur eine Fußnote, doch im Fall der Kroatischlehrer fällt sogar auf, dass sie selbst zunehmend Schwierigkeiten haben, mit den Entwicklungen der Nationalsprache Schritt zu halten. Nicht bloß weil die heutigen Lehrer schon sehr lange in Deutschland leben und nicht mehr wie noch in den 1980er Jahren rotieren (das trifft so oder so ähnlich für alle ‚Gastarbeitersprachen‘ zu), sondern weil sie nicht mehr mit der nationalen Sprachpolitik Kroatiens mithalten können. Besonders in den 1990er Jahren war der Prozess der Nationalstaatenbildung mit einer ‚Pflege‘ des Kroatischen verbunden. Erneut zeigt sich, dass eine Nationalsprache nicht die Bedingung für einen Staat ist, sondern als Projekt an ihn gebunden ist. Für Kroatien bedeutete dies insbesondere einen Unterschied zum Serbischen herzustellen und die in Bosnien geläufigen Turkizismen zu verdrängen.

Weshalb der Text überhaupt verfasst wurde, erschließt sich erst im vorletzten Absatz. Der kroatische Staat hat kaum mehr Zugriff auf potenzielle Schüler und die, aber das wird nicht erwähnt, stimmen mit den Füßen ab und kommen nicht mehr. Als demokratischem Staat fehlt ihm das Drohpotenzial des alten jugoslawischen Regimes. Wer heute die doppelte Staatsbürgerschaft besitzt, wird in den deutschen Schulstatistiken als Deutscher geführt und ist nicht mehr ohne weiteres vom kroatischen Staat aus adressierbar – mit dem aktuell geltenden Staatsbürgerschaftsgesetz verschärft sich diese Entwicklung, weil Neugeborene aus Migrantenfamilien teilweise die doppelte Staatsbürgerschaft automatisch erhalten. So betrachtet erscheint die Erklärung als verzweifelter Versuch, den Unterricht in gewohnter Manier am Leben zu halten.

Was kann ex Katheder dazu gefordert werden? Wenn der Ausbau formaler Sprachregister, bei PISA ‚literacy‘ genannt, die Grundvoraussetzung zur gesellschaftlichen Teilnahme geworden ist, dann muss die Gesellschaft Chancengleichheit zum Ausbau herstellen. Diese Forderung leitet sich aus dem Grundgesetz ab. In Artikel 2, Absatz 1 heißt es: „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit [...]“. Der Ausbau von Sprache gehört dazu. Blickt man auf die PISA-Ergebnisse, dann muss festgestellt werden, dass ebendieser Ausbau von 15jährigen Schülern in Deutschland, die aus Familien stammen, in denen Serbisch/Kroatisch/Bosnisch, Türkisch oder Kurdisch gesprochen wird, besonders ineffektiv im Vergleich zu Ländern mit einer ähnlichen Zuwandererpopulation ist (Norwegen, Österreich, Schweden, Schweiz) (Maas/Mehlem/Schroeder 2004: 131). Die Hilfestellung, die aus den hier gemachten Beobachtungen abzuleiten ist, bezieht sich allein auf die organisatorische Fassung des Unterrichts, wohlwissend, dass damit nicht alle Probleme gelöst werden können. Alle angeführten Argumente sprechen dafür, dass der Ergänzungsunterricht Teil des Regelunterrichts werden sollte. Sicher wird es auch im Pflichtkanon Schwierigkeiten geben, doch der Unterricht würde sich dem gewöhnlichen (Fremd-)Sprachenunterricht annähern, verlöre seine Sonderstellung, käme der Lebenslage von migranten Kindern

näher und würde dazu beitragen, dass Migration als Normalität gilt, mit deren Folgen dauerhaft umzugehen ist. Diese Argumente sind in Teilen eine Spezifikation der Kritik an den theoretischen Aussagen der Eingliederungstheorie von Esser. Die von ihm ins Spiel gebrachte *normative* Alternativlosigkeit von Assimilation gerät unter Druck. Nicht weil sein Rat an Migranten ein falscher wäre. Gegenteilig, sein Anpassungsgebot verspricht in vielen Fällen Erfolg und er ignoriert auch nicht die Diskriminierungsgefahr. Als Theorie macht sie es sich an dieser Stelle jedoch zu einfach, weil sie zu stark auf die Migranten schaut. Sie wählt eine ungünstige Abkürzung durch das Themenfeld und wird blind für die Frage, wer Störer und wer Gestörter in diesem Wechselspiel ist.

Der Gang der Argumentation hat die biografischen Beispiele in den Hintergrund treten lassen, gleichwohl die dort auftretenden Probleme der Anlass zur Ausarbeitung des Arguments waren. Deshalb soll mit den ausgearbeiteten Argumenten nun noch einmal auf transnationale Biografien aus der zweiten Generation geblickt werden. Wie gelang ihnen der Sprachausbau? Es überrascht nicht, dass Kinder aus bildungsnäheren Haushalten hier offensichtlich Vorteile hatten, weil sich ihnen informelle Zugänge zu formalen Registern boten. Die Beherrschung formaler Register erleichtert den Weg zu höheren Qualifikationen und damit die Entfaltungsmöglichkeiten. Und höhere Qualifikationen sind wenigstens in den hier vorgestellten Fällen der Transmigration ein auffallendes Merkmal. Bei Andrej und Petar fällt zudem auf, dass sie jenseits des Ergänzungsunterrichts in Situationen waren, in denen sie mit den verschiedensten Registern in Kontakt kamen und sie ausbauen konnten. Andrej besuchte die Grundschule in Kroatien und die weiterführende Schule in Deutschland. Petar wurde zwar offiziell durchgehend in Deutschland beschult, doch er verbrachte praktisch die gesamten deutschen Schulferien in Kroatien mit folgendem Effekt:

Petar Klinar: [...] Ich hatte eben auch Glück, dass ich das da eben, neben unserem Haus [in Dalmatien], also direkt nebenan ein gleichaltriger Junge war, mit dem ich bis heute eng befreundet bin. Also wir waren zusammen und wir haben wirklich die ganze Zeit eben zusammen verbracht. Wenn wir da im Sommer eben da waren, wo ich sechs Wochen am Stück und dann ist man eben zusammen aufgewachsen. Und ich habe das versucht dann, ja was weiß ich eben, wenn dann noch Schule war, oder Ostern oder Pfingsten dann unten waren, dann hat mich mein Vater in die Schule da unten mitgeschickt. Dann bin ich mit meinen Cousins und Cousinen dann da unten mit in die Schule gegangen. Dann habe ich glaube ich auch diesen Stoff ganz gut so mitbekommen. Also das heißt, ich konnte dann auch immer mitreden, so auf allen, auf allen Ebenen, habe ich mich bemüht, das eben parallel zu machen und das ist ja dann auch weiter gegangen so in dem ich hier dann meine Dissertation dann darüber geschrieben habe dann nachher. Und was weiß ich, indem ich dann auch diese Dolmetscher-, Übersetzerprüfung zum Beispiel gemacht habe. Mir hat es eben nicht gelangt, es einfach sooo zu können, sondern ich wollte es dann eben richtig können.

Innerhalb des theoretischen Samples dieser Arbeit ist eine klare Verteilung zu erkennen: Nicht alle der Interviewpartner aus der zweiten Generation sind vorbehaltlos als Transmigranten zu bezeichnen. Aber alle die sich entschieden, Deutschland zeitweilig zu verlassen und eine wichtige Neuinklusion anstreben (zum Beispiel auf dem kroatischen Arbeitsmarkt oder im Bildungssystem) hatten in ihrer Kindheit und Jugend im Vergleich zu den Nicht-Transmigranten überdurchschnittlich viele Lerngelegenheiten – in Bezug auf Vielfalt und Dauer. Sie haben diese Gelegenheiten genutzt, obwohl es kein leichter Weg war. Vor all diesen Argumenten wird Andrejs zögerliche Wertschätzung des Ergänzungsunterrichts letztendlich verständlich. Im ersten Interpretationsschritt neigte ich dazu, sein Zögern als völlig abwegig darzustellen, wunderte mich über das Ausmaß der Naivität. Wie kann man eine Lerngelegenheit so schlecht bewerten, wenn man zugeben muss, zu Studienbeginn in Zagreb sprachliche Schwierigkeiten gehabt zu haben? Wie kann man mit 31 Jahren noch im kindlichen Trotzschema auf Unterricht reagieren? Die Antwort liegt in einem sehr individuellen Argument, das nicht in Bausch und Bogen auf den Unterricht übertragen werden darf. Aber kann es sein, dass ihm der Ergänzungsunterricht wirklich nicht geholfen hat, dass der Ausbau von Sprachformen überall, aber nicht in diesem Unterricht, stattfand? Kurzum, es ist sehr gut möglich, dass der Ergänzungsunterricht für ihn nur eine qualvolle und zwangsverordnete nachmittägliche Zusatzveranstaltung ohne größeren Nutzen war.

Bei allen Fällen zeigt sich, dass der Sprachausbau in den Spuren sozialer Praxis und Partizipation erfolgt. Der Ergänzungsunterricht kann hier hilfreich sein, kann aber auch zur Frustration führen. So wie er derzeit durchgeführt wird, auch die Lehrer sind übrigens ein Fremdkörper im Lehrerkollegium, ist ein Absinken der Lernmotivation wahrscheinlich. Sowohl die finanziellen Ressourcen des Staates als auch die kognitiven und zeitlichen Ressourcen der Lerner werden hier schlecht verwendet. Das Thema Ergänzungsunterricht ist damit nicht erschöpfend behandelt, doch eine weitere Thematisierung würde von den Biografien weg und zu einer politischen, didaktischen, lernpsychologischen, linguistischen oder anderen Analyse führen, die allesamt wichtig sind, aber selten die Sonderstellung des Unterrichts beachten. Aus den in dieser Studie geführten Interviews kann allerdings noch eine Sache gewonnen werden. Ein Gegenbeispiel, das die hier vorgetragene Argumentation von einer anderen Seite stützt.

Das Gegenbeispiel – die jugoslawische Schule in Nürnberg

Das Unterrichtssonderstellungsargument hat drei Dimensionen: Erstens die damit verbundene Stigmatisierung von Kindern und Jugendlichen als Ausländer, zweitens die organisatorische Sonderstellung in der Schule und drittens die sprachregisterliche Sonderstellung. Analysiert man mit diesen drei Kategorien die Lernmotivation von Schülerinnen und Schülern der sogenannten jugoslawischen Schule, so werden die Thesen weiter gestärkt. Bereits im Kapitel ‚Bildungsent-

scheidungen in der Familie‘ wurden die zweisprachigen Klassen in Deutschland angesprochen. Auch in Nürnberg gab es solche Klassenzüge, die sogenannte jugoslawische Schule. Während in den unteren Klassen mehrheitlich serbokroatisch gesprochen wurde, veränderte sich in den oberen Klassen das Verhältnis zugunsten der deutschen Sprache. Nach der achten Klasse endete diese Schulform und es begannen ernsthafte Probleme. Weil der Lehrplan sich grundsätzlich am jugoslawischen System orientierte und das dortige System eine achtjährige Grundschule kannte, wurden die zweisprachigen Klassen in Deutschland mit der Hauptschule gleichgestellt. Der Übergang in höhere deutsche Schulformen wurde somit amtlich behindert. Die Betonung liegt auf amtlich, weil mir keine Untersuchungen bekannt sind, die belegen, dass es qualitative Unterschiede im Lernstoff gab, welche die Ungleichbehandlung rechtfertigen würden. Wer also nach acht Schuljahren in Deutschland blieb, kam nur mit mit Anstrengungen oder Sondergenehmigungen auf deutsche Schulen. Besonders problematisch waren die fehlenden Englischkenntnisse in der gymnasialen Oberstufe, sodass der Weg zum Abitur deutlich erschwert war. Die Maxime war eben, die potenzielle Remigration für die in Deutschland aufwachsenden Kinder möglichst einfach zu machen. Vesna, die bereits Aspekte des politischen Drucks in dieser Schule schilderte, fasst die Problematik aus der Sicht einer Betroffenen zusammen:

Vesna Babić: [Thematisierung der Einstufung als Hauptschule] Ich finde das Schlimme ist dann am Ende, wenn man sich das überlegt, dann bist du ja automatisch nur an den Quali gebunden! Wenn du aber irgendwie ein bisschen mehr willst, dann musst du dich eben für eine deutsche Schule entscheiden, das ist dann eben für die Generation... Für die Eltern, fand ich, ist das dann schon eine schwierige Entscheidung. Man will ja die Kinder nicht, naja was heißt entnationalisieren, klingt vielleicht jetzt ein bisschen übertrieben, aber man will sie halt so viel wie möglich doch in einem Umkreis haben, der ähnlich ist wie der, wo sie herkommen. Ähm, es gab sehr wenige Familien, die ihre Kinder von vorneherein irgendwie an deutsche Schulen gegeben haben, also ich glaube von der, also sagen wir mal von hundert Familien: fünf! Würde ich einmal so schätzen, mehr nicht. Okay, später in die Grundschule, also meine Schwester hat ja nur die Grundschule so zweisprachig besucht, so, äh dann haben wir, haben wir sie dann, dann hatte ich auch mehr Einfluss auf meine Eltern und dann habe ich gesagt: Hörst mal, das hat jetzt keinen Sinn mehr, weil guckt uns an. Wir haben jetzt acht Jahre. Wir haben Probleme mit Englisch, mein Bruder hatte Probleme mit Englisch und überhaupt, lass sie gleich von Anfang an Englisch haben. Ich weiß es nicht, vielleicht, aber wie gesagt, viele von denen es ist halt einfach so, dass das was man kennt besser ist als das was man nicht kennt. [...] Ja, wie gesagt und mit diesem Ergänzungsunterricht. Ich habe jetzt letztes wieder ein Beispiel gehört, die nehmen das jetzt nicht sehr ernst. Die Eltern nicht und die Lehrer noch weniger und am Dienstag jetzt war der, die erste Ergänzungsstunde in der Insel Schütt und die Lehrerin ist nicht aufgetaucht und so etwas ist halt blöd und vor allem sage ich mal die zweite Generation, also meine Kinder sage ich jetzt mal, also die verlieren jetzt ganz den Bezug, weil die Schule ist eben eine Institution, die entsprechend wirkt.

Dem ist nur wenig hinzuzufügen. Man mag zu den zweisprachigen Klassen unterschiedliche Meinungen haben, doch im Vergleich zum muttersprachlichen Ergänzungsunterricht ist zu erkennen, dass Zweisprachigkeit eine schulinterne Normalität war und sich die Kinder und Jugendlichen deshalb auch nicht permanent als anders empfanden. Es geht nicht mehr allein um einen netten Zusatz auf dem Zeugnis, sondern allgemein um schulisches Weiterkommen. Der Ausbau von damals serbokroatischen formalen Registern war ähnlich einfach oder schwierig wie er in der deutschen Sprache gewesen wäre. Während im Ergänzungsunterricht allzu oft die Frage nach dem Warum offen bleibt, erschloss sich der Nutzen hier viel leichter, weil in anderen Fächern ebenfalls die formale Nationalsprache Verwendung fand. Zwar blieb der Unterschied zwischen einer deutschen und einer zweisprachigen Klasse niemandem verborgen, aber er hatte andere Folgen. Es ist also kein Zufall, wenn Jagoda über die Schulzeit ihre Töchter Jelena und Jasna Auskunft gibt und dabei die Sonderstellungskritik nicht sofort zur Sprache kommt. Ihre Töchter besuchten vier Jahre lange zweisprachige Klassen, ehe sie dann nur noch den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht – hier Dopunska genannt – besuchten. Selbst wenn man mütterliche Verklärungsstendenzen in Rechnung stellt, fällt die Abwesenheit der Kritik auf.

PG: Und waren ihre Kinder in der jugoslawischen Schule oder war das schon vorbei...

Jagoda Lajić: Doch! Und beide sind vier Jahre lang gegangen, und beide können Hochkroatisch. Weil die nachdem halt, nach der vierten Klasse sind sie dann zu dieser dann, also das hieß Dopunska, wo sie dann Kroatisch und Geschichte und typische Geografie und so weiter gelernt haben. Sodass sie zum Beispiel nie Probleme mit der Prüfungsaufnahme unten in Kroatien hatten, sie können halt. Weil die meisten Kinder hier sprechen Dialekte, nicht Kroatisch in dem Sinne, sondern Dialekte, die zu Hause gesprochen werden, und das ist und wenn ich dann mit den Eltern rede und sage, die Kinder können kein Kroatisch, dann doch! Sie können es aber nicht. [Hustenpause]

PG: Gab es dann auch manchmal Ärger mit ihren Kindern, dass die sagten ich will nicht Kroatisch lernen?

JL: Nein, nein, weil die, bei uns wurde zu Hause grundsätzlich Kroatisch gesprochen und zwar Hochkroatisch, irgendwie, zum Glück kam ich zum einen Teil aus Bosnien und mein Mann aus einem anderen Teil Bosniens, aber sein Vater musste flüchten aus Bosnien, 53, sodass er eigentlich mit zwei Dialekten aufgewachsen ist, mit dem Dialekt wo wir jetzt wohnen und mit dem den seine Familie gesprochen hat und dann kam ich noch und dann haben wir gesagt, nee, Dialekt auf die Seite, es wird Hochkroatisch gesprochen zu Hause und in der Zwischenzeit können meine, können alle drei Dialekt, weil, also das kam so durch diese Familientreffen zum Beispiel. Wenn die bei mir in Sarajewo sind oder meine Familie kommt, dann wird automatisch der Dialekt gesprochen, wenn die Geschwister von meinem Mann kommen, dann der Geschwisterdialekt. Das eine, nicht nur Neffen von meinem Mann kommen, dann ist das der Dialekt von dort wo wir jetzt wohnen, weil die schon dort geboren sind und auch aufgewachsen. Also damit hatten die überhaupt keine Probleme. So, weil meine Devise war, sagen wir einmal, wir

bringen unseren Kindern ein gutes Kroatisch bei, und Deutsch sollen es die Deutschen beibringen, weil dann ist es meistens gut, weil je nachdem, also das stimmt schon.

Auch diese Aussagen bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Die Darstellung der Lernprozesse hatte ein Bias zu sehr formalen Kontexten. Dabei darf nicht in Vergessenheit geraten, dass informelles Lernen ebenso bedeutsam ist. Vor allem weil die Schule kaum in der Lage ist, soziale Ungleichheiten zu nivellieren, sind es die informellen Lerngelegenheiten, die den Weg zu einem guten Abschluss erleichtern. Und formale Zertifikate sind wichtig, weil sie das Bildungssystem in sich selbst ordnen und das System mit der Wirtschaftswelt verkoppeln. Und weil der formale Erfolg vielfach an nationale Vorgaben gebunden ist, hat die normative Empfehlung, sich an diese Vorgaben zu orientieren, weiterhin Bestand. Aber zugleich deutet sich insbesondere bei Andrej und Petar an, dass es die kontrastreichen Kontexte waren, in denen sie viel lernten. Die Erinnerungen an die Kindheit und die Jugend sollen damit vorerst enden. Die hier am Ende nur angerissene Spannung zwischen nationalnormativen Vorgaben und Lernprozessen wird später im Kontext von transnationalen Ausbildungswegen aufgegriffen.

Immobilien und sozialer Wandel

Nicht nur Bildungsentscheidungen strukturieren die Zukunft vor, sondern auch Immobilieninvestitionen. Dabei ist zunächst wichtig, *wo* die Immobilie liegt. Der Ort und sein Kontext sind bedeutsam, um die Frage zu beantworten, ob es auch in der zweiten oder gar dritten Generation zu transnationalen Migrationsmustern kommt. Cum grano salis, ein Haus im ländlichen Slawonien oder im kriegsbeschädigten Sarajewo ist für die zweite Generation weitgehend nutzlos, wenn es um Bildungs- oder Arbeitsmöglichkeiten geht. Dahingegen kann selbst ein kleines Appartement in Zagreb sehr nützlich sein. Für sich genommen ist diese Erkenntnis weder neu noch spannend. Man hätte auch über Indikatoren der wirtschaftlichen Leistungskraft oder der politischen Stabilität darauf kommen können. Aber ein Hausbau ist nicht gleich ein Hausbau. Nur mit auf den Gegenstand gelenkter Konzentration ist es einerlei, ob das Haus 1970 oder 2000 errichtet wurde. Akzeptiert man jedoch, dass die Semantik, mit denen der Hausbau beschrieben wird, auf strukturelle Kontexte verweist, dann können anhand semantischer Veränderungen Rückschlüsse auf den strukturellen Wandel gezogen werden. Und weil der Hausbau dann nicht mehr nur ein Hausbau ist, kann erkannt werden, wie sich Transnationalität heute von älteren transnationalen Mustern unterscheidet.

Entlang der Biografien von Frau Jagoda Lajić und Frau Simona Zivković soll sozialer Wandel herausgearbeitet werden. Dabei könnten die Erzählungen der beiden Frauen kaum unterschiedlicher sein. Dieser vordergründige Unterschied verdeutlicht die phänotypische Varianz von Biografien, doch dahinter verblüfft eine fast äquifinale Entwicklung. Damit sollen die Biografien nicht auf ein Telos

reduziert werden, doch ist zu erkennen, dass sich bestimmte Strukturen durchsetzen. In Schlagworten gefasst lauten diese: Kernfamilie, Individualdenken, Entscheidungsfreiheit und -pflicht. Speziell mit dem Wachsen der Freiheitsgrade wächst auch die biografische Vielfalt. Als neue biografische Norm wird Individualität erwartet. Bei Jagoda Lajić sind die bindende Wirkung von Immobilien und der Veränderungsprozess von Familien gut zu erkennen. Besonders wenn sie die Themen Gleichheit und Gerechtigkeit hervorhebt und dazu immer wieder Sarajewo, Novska und Nürnberg kontrastiv miteinander vergleicht, wird deutlich, dass sozialer Wandel regionale Unterschiede erkennen lässt. Ähnliches ist bei Simona Zivković zu erkennen, doch bei ihr erscheinen die Vokabeln Gleichheit und Gerechtigkeit nur selten. Ein Grund dafür ist wohl, dass Frau Zivković ihre Lebens- und Migrationsgeschichte in eine fast ungebrochene jugoslawisch-deutsche Modernisierungserzählung einbetten kann. Frau Lajićs Biografie kennt dagegen mehr Brüche, die stark mit ihren Lebensorten verbunden sind. Am Ende besitzen beide Frauen, respektive ihre Familien, Häuser in Kroatien oder Montenegro, ihr aktueller Wohnsitz ist jedoch in Nürnberg. Ihr aktuelles Migrationsverhalten ähnelt den Mustern der europäischen Altersmigration in südliche Länder (vgl. allgemein Friedrich/Warnes 2000).

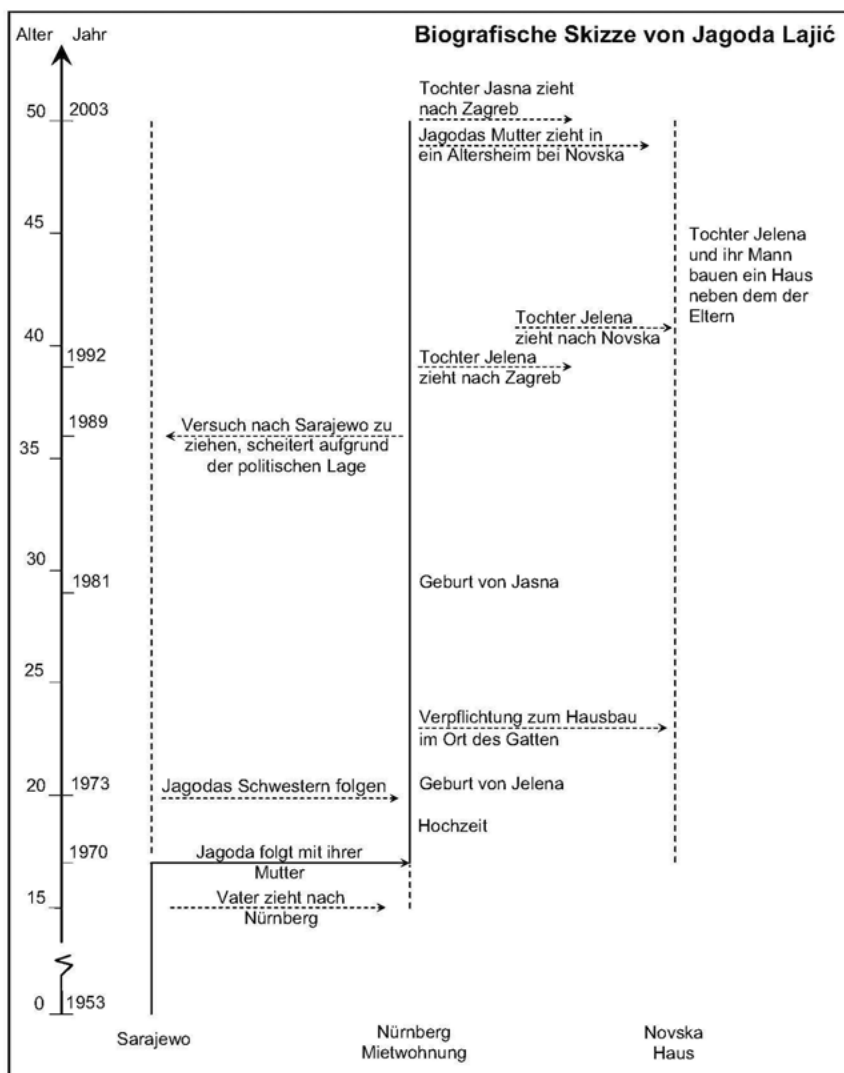
Jagoda Lajić – vom Familien- zum Individualdenken

Eine erste Migrationsetappe aus Jagodas Leben wurde bereits thematisiert. Dabei wurde darauf verwiesen, dass ihre Schulkarriere endete, weil der jugoslawische Staat sie 1969 der Schule verwies und sie deshalb zu ihrem Vater nach Nürnberg zog. Dieses einschneidende Ereignis wird von ihr als Zwang eingestuft, weil ihre Handlungsalternativen stark eingeschränkt wurden. Auch bei familieninternen Entscheidungen war ihre Freiheit eingeschränkt. Wie ging es also weiter mit ihr, nachdem sie in Deutschland war und ihren heutigen Mann kennenlernte?

Jagoda Lajić: [...] Na, dann haben wir halt geheiratet und dann ist es, naja das Kind gekommen nach einem Jahr und dann wollten wir unten [in Novska] das Haus bauen. Die Löhne waren ja halt nicht so, dass man halt mehr sparen kann und natürlich, dann tust du dich halt entscheiden. Was ist dir jetzt im Prinzip im Leben wert, die Familie, so schnell wie möglich zusammensparen. Was aber, wenn du das Haus nicht fertig hast und im Prinzip das Kind nicht beobachten tust, wie es aufwächst, wie es sich entwickelt? Also haben wir uns dazu entschieden, wir arbeiten normal, irgendwo nachher sitzen gehen oder was weiß ich was. Die Wohnung war keine Bruchbude aber auch nicht ein, dass ich so... Neubau oder so was, das haben wir uns nicht leisten können. Weil irgendwie waren wir mehr oder weniger auch gezwungen unten etwas zu bauen. Weil mein Mann ist ein Kind von zehn Kindern, das vorletzte und das war nur ein kleines Haus und das war auch so eine ziemliche Bruchbude und so klein. Und dann haben wir gesagt, also wir müssen uns so irgendeine Bleibe auch schaffen, dass wenn wir runter gehen, dass wir wenigstens ein Dach über dem Kopf haben. Ja und meine Eltern sind dann hier eingestellt worden in der Mission als Putzfrau und Hausmeister, manchmal

war das auch ein ganz ungeklärtes Verhältnis. Je nachdem was sich ergab, das haben die gemacht. Naja und dann bin ich auch weiterhin hier in der Mission aktiv geblieben, habe ich halt gearbeitet in Wechselschicht mit meinem Mann, dass man auf das Kind aufpasst und das zweite auch, dass erst neun Jahre später hinzukam. Dann haben wir geguckt, was machst du eigentlich, wie weit kannst du dich mit dem Ganzen hier identifizieren.

Abbildung 14: Biografische Skizze von Jagoda Lajić



Und dann es waren ziemlich Enttäuschungen, wenn man dann irgendwann später gemerkt hat, dass man ausgenommen worden ist. Und nichts anderes! Und das war dann dieser psychische Druck, wo du gemeint hast, da unten bist du nichts, wirst erpresst und hier wirst du nicht geschätzt, wer bist du denn eigentlich, sodass sich eine Art Frust entwickelt hat, nicht nur in mir, sondern auch in den anderen [...]. Ich habe zum Beispiel meinen Kindern so geholfen, indem ich gesagt habe, okay, ihr seid ja jetzt hier [in Kroatien]. Das ist ein Wechselgeschäft, ihr seid in unserem Haus, also verkommt es nicht. Ihr müsst euch nicht unbedingt vom Mund absparen, damit ihr so schnell wie möglich ein Haus baut, die haben ein Grundstück von uns bekommen, das hat mein Mann von seinem Vater auch.

An dem Plan, in Jugoslawien ein Haus zu bauen, ist nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Es ist anzunehmen, dass die Mehrheit der Migranten einen solchen Plan verfolgte, ja dass der Hausbau sogar ein zentrales Element bei der Migrationsentscheidung war. Etwas ungewöhnlicher an der Biografie von Frau Lajić hingegen ist zu diesem Zeitpunkt und für diese Generation, dass auch ihre Eltern in Nürnberg lebten. Diese Konstellation brachte für Jagoda und ihren Mann den Vorteil, dass sie sich auf den Hausbau an *einem* Ort konzentrieren konnten, während andere Migranten in Jugoslawien an zwei oder noch mehr Orten investierten. Jagoda wägt die Entscheidung ab: Einerseits waren die Erwartungen an ihren Mann als eines von zehn Geschwistern eindeutig, doch andererseits hätten sie sich ohnehin eine Bleibe in Jugoslawien bauen oder kaufen müssen, weil auch sie später zurückkehren wollten. Doch jegliche örtliche Alternative, und dafür wäre besonders Sarajewo in Frage gekommen, wäre in der Familie auf Unverständnis gestoßen. Das Abwägen und Vergleichen zieht sich durch die gesamte Passage. Am Ende parallelisiert Jagoda ihre Geschichte mit der ihrer Tochter und erwähnt, dass diese, ebenso wie sie und ihr Mann damals, ein Grundstück für den Hausbau erhalten hätte. Trotz dieses Gleichstellungsversuches wird deutlich, dass sich in den zwei Dekaden zwischen ihrem Hausbau und dem ihrer Tochter ein massiver sozialer Wandel vollzogen hat.

Dieser Wandel kündigt sich bereits mit dem ersten Hausbau und seiner Darstellungsform an. Die Konstellation gleicht dem Plot in Antoine de Saint-Exupérys Heldengeschichte ‚Vol de Nuit‘ (1952): Die Koordinaten des Tages und der Zukunft sind bekannt. Piloten, Funker und Ingenieure wissen, dass es bald Nachtpostflüge geben wird, und doch ist es die Gegenwart, mit der sie kämpfen müssen, weil sie auf Sicht in die Morgendämmerung fliegen müssen. Vernebelt die Sicht, sind Mannschaft und Maschine so gut wie verloren. Man kann hier zu Recht fragen, ob Jagoda bereits damals die Koordinaten in dieser Klarheit hätte benennen können oder ob die Geschichte nicht nachträglich überformt wurde. Doch diese Frage ist zweitrangig. Entscheidend ist, dass Jagoda Koordinaten andeutet, von denen die Abweichungen zu anderen Positionen und Entscheidungen zu erkennen sind: Sie und ihr Mann hätten sich entschieden „normal“ zu arbeiten. Normal heißt in diesem Kontext, nicht dem Modell des Arbeitsmigran-

ten zu folgen, der sich in Deutschland rast- und ruhelos der Arbeit hingibt und für die Rückkehr spart. Normal heißt also, so zu arbeiten, wie es vermutlich Deutsche tun oder Jugoslawen in Jugoslawien tun; bedeutet Zeit zu haben, um nach der Arbeit den Feierabend zu genießen und ein Bier zu trinken. In dieser Norm kommt es nicht vor, dass noch ein Haus an einem *anderen* Ort für die *erweiterte* Familie zu bauen ist. Sicher, im Rahmen der jugoslawischen Migrationskonstellation ist es nicht ungewöhnlich, dass ihr Mann aufgrund der familiären Situation in die Pflicht genommen wird. Dies geschah tausendfach zu dieser Zeit. Dass Jagoda sagt, sie sei mehr oder weniger gezwungen worden, ist also in Relation zu ihren Normen zu verstehen. Aber warum würde sie niemals von Zwang sprechen, wenn es um ihre Tochter geht – der überließ sie doch auch ein Grundstück. Warum spricht sie dort von einem „Wechselgeschäft“? Es handelt sich sicherlich nicht um einen Rollenwechsel von einer Schwiegertochter damals zu einer Mutter heute, sondern um einen tiefgreifenden Wandel der Familie. Um das zu verstehen, reicht der Hinweis auf „normal“ arbeiten noch nicht aus.

Im Fall der jugoslawischen Arbeitsmigration gibt es nur wenige und im Fall der Familie Lajić keine Indizien dafür, dass das Migrationsereignis wesentlich von den Kosten für den initialen Schritt abhing. Sicher vergaben Bekannte oder Verwandte gelegentlich kleine Kredite, um den Start im Ausland zu erleichtern, halfen, wenn sie zuvor migriert waren, bei der ersten Orientierung in Deutschland, und sie machten den einzelnen Mut, den Schritt zu wagen. Courage war nötig, aber spätestens mit dem 1969 in Kraft getretenen Anwerbeabkommen waren mangelnde finanzielle Ressourcen ein zu vernachlässigender Migrationsverhinderungsgrund. Die staatliche Fürsorge im Paragraph 12, Absatz 1 des Anwerbeabkommens erstaunt aus der heutigen Sicht: „Die Bundesanstalt trägt die Reisekosten der jugoslawischen Arbeitnehmer vom vereinbarten Abreiseort bis zum Beschäftigungsort (einschließlich der Kosten für die Reiseverpflegung).“¹² Zu betonen, dass es an dieser Stelle im Migrationsprozess nur unwesentliche finanzielle Hürden gab, ist wichtig, weil es keine universelle Selbstverständlichkeit ist. Wird die Migration nicht amtlich begleitet, dann verhindern die anfangs anfallenden Kosten oftmals die Migration, werden im Fall der illegalen Migration sogar zum entscheidenden Kriterium. Um in einem solchen Fall wenigstens einem Kind die Migration zu ermöglichen, wird das Geld gemeinsam gespart. Die Ansprüche, die aus einem solchen Sparen an den einzelnen Migranten erwachsen, sind folglich groß und gelten vermutlich als gerechtfertigt (empirisch dazu: Müller-Mahn 2000).

Wie aber leitet sich der Zwang oder das Gebot zum Hausbau bei Jagoda ab? Im Alltag wird die Erklärung vermutlich das Ereignis im Modus Kultur lesen und dann zum Schluss kommen, dass die jugoslawische Kultur sich durch familiäre

12 Vgl. die Vereinbarung zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien über die Regelung der Vermittlung jugoslawischer Arbeitnehmer nach und ihrer Beschäftigung in der Bundesrepublik Deutschland, BGBl., II, S. 1107-1115.

Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft auszeichne, von der Jagoda nun abweiche. Doch statt das Ereignis zu erklären, lässt diese Lesart nur unterschiedliche Kulturen entstehen und verklärt alles. Zurück zur sozialen Erklärungsmöglichkeiten: Kann es sein, dass der Zwang ein Relikt von einst wichtigen familiären Normen ist? Kann es sein, dass hier, in der Sprache des soziologischen Klassikers Durkheim, der Übergang von organischer zu mechanischer Solidarität zu erkennen ist? In der Familie von Jagodas Mann galt es noch als selbstverständlich, dass die Pläne der Familienmitglieder eng und langfristig miteinander koordiniert wurden. Individualität, im Sinne einer persönlichen Karriere einschließlich Altersvorsorge, kommt im Kontinuum der Generationen nur schemenhaft zur Geltung. Solche familiären Kontinuitätsmodelle, mit zehn Geschwistern, in denen Langsicht in Bezug auf die Familie und nicht auf Familienmitglieder das Maß der Dinge ist, sind in vormodernen Zeiten gang und gäbe gewesen. Die Kontinuität des familiär-wirtschaftlichen Verbandes war existenziell wichtig. Doch diese Form kollektiver Langsicht verliert im Modernisierungsprozess an Bedeutung und überdauert eigentlich nur noch in zwei Bereichen. Erstens wenn es in der Tradition von Feudalschichten und später bei Großindustriellen um die Verwaltung von großfamiliären Vermögen geht – im hier untersuchten Fall der ‚Gastarbeitermigration‘ ist das selten. Zweitens lebt die kollektive Langsicht im bäuerlichen Hofdenken fort. Diese Formen rieben sich nun mit den Erfahrungen und Vorstellungen Jagodas. Es bleibt hier spekulativ, welche Unterschiede die entscheidenden Gedankenanstöße lieferten. Ob also die Unterschiede zwischen dem ländlichen Novska (der Heimatgemeinde ihres Mannes) mit dem Erfahrungshintergrund ihres Herkunftsortes Sarajewo sie verstörten, oder ob es die neuen Erfahrungen in Deutschland waren. Den Großstädten Nürnberg und Sarajewo ist gemein, dass man dort, früher als im agrarischen Novska, für die eigene Kernfamilie sorgen musste und so die Personen aus dem Kollektiv heraustraten. Unter der Entscheidungsprämisse in Nürnberg normal zu arbeiten, ist es für Jagoda nicht einsichtig, dass noch ein Haus an einem *anderen* Ort für die *erweiterte* Familie zu bauen ist. Auch die theoretischen Annahmen im Rahmen der neuen Migrationsökonomie, dass Haushalte mit der Migration von wenigen Familienmitgliedern eine Form der Risikodiversifizierung betreiben, greifen hier kaum, denn das familiäre Kollektiv, der Rahmen der neuen Migrationsökonomie, löst sich gerade auf. Die Migration von Herrn Lajić hatte ohnehin keinen direkten Einfluss auf die Arbeitschancen seiner Geschwister. Während einst jede Arbeitskraft, die einen Bauernhof verließ, eine direkte Entlastung für den ‚Arbeitsmarkt‘ Hof darstellte, sind solche Auswirkungen, aufgrund der Herausbildung von nicht-familiären Arbeitsmärkten, eben nicht mehr direkt in der Familie zu spüren. Ob also seine Geschwister auf dem Arbeitsmarkt von seiner Abwanderung profitierten, ist mehr als fraglich. Obendrein hätten sie selbst migrieren können. Risikostreuung als Familienstrategie und darüber vermittelt die Forderung zu familiärer Unterstützung scheidet folglich als plausible Rechtfertigung im Fall Jagoda aus.

Alles deutet darauf hin, dass es sich bei der alten Großfamilie um ein Auslaufmodell sozialer Differenzierung handelt – zumindest in dem hier aufgespannten Rahmen. Im Dreieck Novska-Sarajewo-Nürnberg tritt dies besonders hervor, weil es von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen geprägt ist. Dass die Großfamilie ein Auslaufmodell ist, erkennt man auch am Verschwinden von Sanktionsmitteln. Die Folgen möglicher Zuwiderhandlungen gegen Familiennormen sind vergleichsweise harmlos. Hätte das Ehepaar Lajić sich geweigert, ein Haus in Novska zu bauen, so wären familiäre Ächtung und der Ausstoß aus der Familie das höchste Strafmaß gewesen. So tragisch und belastend dies individuell sein mag, so begrenzt wären die Exklusionsfolgen im historischen Vergleich gewesen. Denn ein Ausschluss aus der Familie bedeutete nicht mehr eine Exklusion aus einem Wirtschaftsverband. Als Arbeitsmigranten nahmen Jagoda und ihr Gatte ohnehin an anderen wirtschaftlichen Zusammenhängen teil. Und auch im agrarisch geprägten Novska dämmerte die Industrialisierung im Morgengrauen. Vor allem im Kontrast zu Sarajewo oder Deutschland kommt es dazu, dass Jagoda von Zwang spricht. Ob sie ihre Schwiegereltern mag oder nicht, ob sie die Unterstützung aus christlicher Nächstenliebe leistet oder nicht, ist mit Blick auf die Strukturen der Gesellschaft zweitrangig. Vor allem ihr eigener Remigrationswunsch und die damit verbundene Notwendigkeit eines Daches über dem Kopf versöhnen sie mit dem erzwungenen Hausbau.

Vor dem Hintergrund des aufgezeigten sozialen Wandels wird verständlich, warum es heute nicht das Gleiche ist, wenn sie ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn ein Baugrundstück überlassen. Sicherlich ist familiäre Solidarität noch immer wichtig. Aber nicht der Erhalt der Familie als Kollektiv ist erstrangig, sondern es geht um die Ermöglichung von individuellen oder wenigstens auf die Kernfamilie bezogenen freien Entscheidungen. Selbstverständlich kann es auch dabei zu Profiten kommen, doch diese sind das Ergebnis selektiv ausgehandelter Entscheidungen. Jagoda nennt dies „Wechselgeschäfte“. Eine solche Form von Reziprozität konnte Jagoda früher nicht erkennen. Im Vorgriff auf die Biografien der beiden Töchter ist schon jetzt zu erwarten, dass diese nicht pauschal auf die familiäre Unterstützung verzichten werden, sie werden sich der Familie auch verpflichtet fühlen, aber sie werden sich nicht mehr so von der Familie integrieren lassen, wie es bei Jagoda noch möglich war. Das generationenübergreifende Familienkollektiv ist verschwunden. An die Stelle ist eine Familie getreten, die noch immer Ressourcen zur Verfügung stellt, die noch immer die Grundausrüstung für Kinder bereithält, die aber immer auch Individualität hervorbringt.

Drei weitere kurze Gedanken sollen nicht unerwähnt bleiben. *Erstens* fällt bei Jagoda auf, dass sie sich sehr früh über Ungerechtigkeiten erregt. Nimmt man an, dass sie die betreffenden Ereignisse schon damals ungerecht empfand, dann ist dies für ihre Generation durchaus erstaunlich. Migranten beziehen ihr Inklusionspotenzial zu einem großen Teil aus ihrer Bereitschaft, für niedrigere Löhne oder in schlechteren Positionen als Einheimische zu arbeiten. Dabei handelt es sich zunächst nur um Ungleichheiten. In die Grammatik der Ungleichheit eingelassen

ist jedoch die Nähe zu Ungerechtigkeit. Als ungerecht gelten Ungleichheiten meist dann, wenn sie nicht plausibel zu legitimieren sind. Genau darauf zielt Jagoda ab. Sie fühlt sich benachteiligt, ohne dass Gründe für die Ungleichbehandlung zu erkennen sind. Gerade weil Jagoda sich nicht mit der ‚typischen‘ migranten Situation identifiziert, fallen ihr diese Aspekte besonders auf. Zumal sie auch von Problemen in Jugoslawien berichtet und sogar von Erpressung spricht, gleichwohl hier genau zu fragen ist, mit was sie erpresst werden könnte, also was die Folgen sein könnten. *Zweitens* muss in diesem Zusammenhang ihre Beschäftigungssituation und die der Eltern noch einmal Erwähnung finden. Sie alle lebten in Deutschland und besetzten statusniedrige Positionen. Diese Beschäftigungssituation ist für Migranten keine Besonderheit und auch Dequalifizierungsprozesse sind ein bekanntes und leidvolles Problem. Doch für Jagoda und ihre Eltern kam hinzu, dass ihre Arbeitsverhältnisse zeitlich begrenzt und teilweise illegal waren. Diese prekäre Situation legt ein Minimum an Kompromissen mit der Familie im Herkunftsland nahe, weil so die Exklusionsfolgen von etwa Arbeitslosigkeit oder Altersarmut abgefangen werden können. *Drittens* – und nicht ohne einen zynischen Beigeschmack – stimmt die Geschichte Sarajewos Jagoda im Nachhinein versöhnlich. Denn dorthin, so zeigen die Kriegereignisse, wäre eine Rückkehr, wie sie jetzt nach Novska in Kroatien bevorsteht, ungleich schwerer, wenn nicht gar unmöglich gewesen.

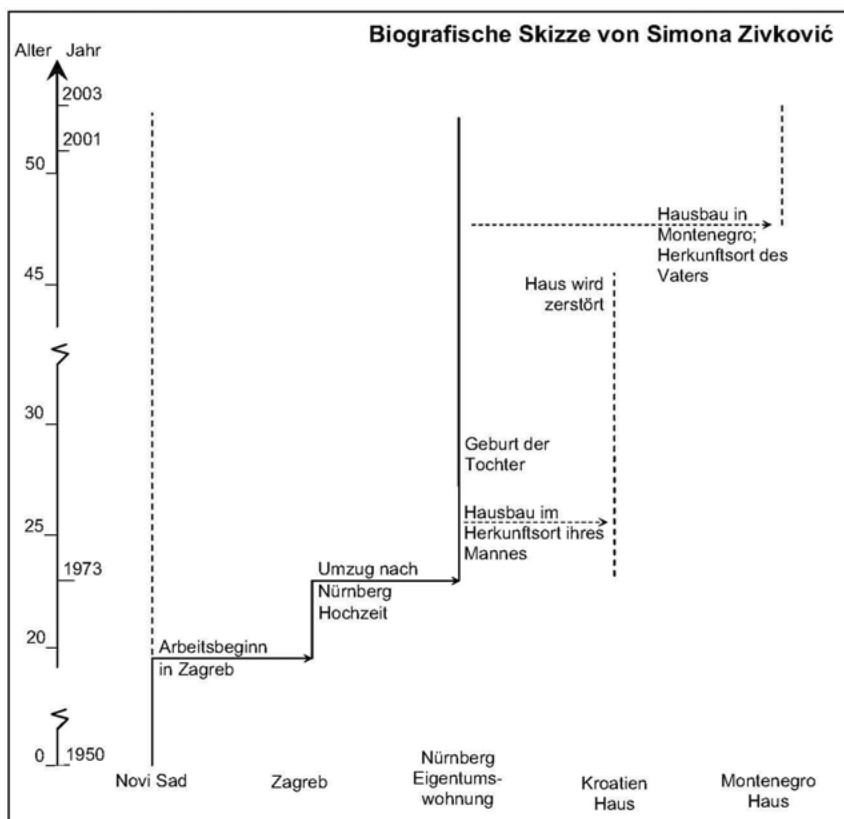
Simona Zivković – eine Modernisierungsbiografie

Frau Simona Zivković verwendet fast gänzlich andere Semantiken als Frau Lajić. Kein einziges Mal spricht Frau Zivković von Ungerechtigkeiten oder Zwangsverpflichtungen im Zusammenhang mit ihren eigenen Migrationserfahrungen. Kein einziges Mal echauffiert sie sich wie Frau Lajić. Trotz dieser Unterschiede verweisen sie auf sehr ähnliche Strukturen und belegen einen ähnlichen sozialen Wandel. Wie aber kommt es zu der semantischen Diskrepanz? Der Hauptgrund dürfte in den unterschiedlichen Positionen der beiden Frauen in Relation zu diesem sozialen Wandel liegen. Während Frau Lajić regelmäßig und leidvoll die Brüche des sozialen Wandels erleben musste, haben sich Frau Zivković und ihre Familie im Gleichschritt mit der Welt verändert. Am Ende wird auch Frau Zivković ein Haus haben, das jedoch nicht für das Familienkollektiv gebaut wurde, sondern primär Teil ihres persönlichen Altersprojektes ist.

Frau Zivković wurde im serbischen Novi Sad geboren. Ihr Vater war zuvor aus dem montenegrinischen Durmitorgebirge in die Industriestadt gezogen und somit Teil eines jugoslawischen Modernisierungsprozesses. Frau Zivković kennt aus der väterlichen Heimat auch den Begriff ‚Pečalba‘, jene Migrationsform bei der meist ein männliches Familienmitglied die Familie verließ, um im Norden harte und unterwürfige Arbeit zu verrichten. Während nicht wenige Sozialwissenschaftler Parallelen zwischen der ‚Gastarbeitermigration‘ und der ‚Pečalba‘ ziehen würden, um auf vergangene Transnationalitätsmuster aufmerksam zu ma-

chen, kommt dieser Gedanke Frau Zivković nicht in den Sinn. Pečalbari, so der Name der Migranten, sind in ihren Augen in die Unterwürfigkeit migriert. Für sie bedeutet Migration Entfaltung. Im Alter von 20 Jahren zieht sie ins nahegelegene Zagreb, um dort eine Ausbildung zu absolvieren und anschließend dort zu arbeiten. In Zagreb lernt sie auch ihren Mann aus dem serbisch-kroatischen Grenzgebiet kennen und heiratet ihn. 1973, kurz vor dem Anwerbestopp, ziehen die beiden in die Nürnberger Südstadt. Nach den anfänglich geplanten fünf Jahren entscheiden sie sich, wenigstens ihr Erwerbsleben in Nürnberg zu verbringen.

Abbildung 15: Biografische Skizze von Simona Zivković



In diesen ersten fünf Jahren beschließen sie ein Haus in der Herkunftsgemeinde ihres Mannes zu bauen, welches vor allem ihrer eigenen Rückkehr dienen soll. Weil sie *damals nicht sofort* zurückkehren wollten und heute *nicht zu diesem Ort* zurückkehren wollen, wird das Haus von nahen Verwandten bewohnt. Im Gegensatz zu Frau Lajić ist nicht zu erkennen, dass das Haus *für* ein Familienkollektiv gebaut werden sollte.

In Deutschland geht unterdessen Frau Zivkovićs Karriere voran. Von Anfang an arbeitet sie in den gleichen Fabrikhallen, auch wenn der Firmenbesitzer mehrfach wechselt. Wie nur wenige andere der Interviewpartner hat sie ein ungebrochenes Verhältnis zu Jugoslawien, denn sie und ihre Familie konnten in diesem sozialistischen Staat der ländlichen Enge entfliehen, solide Karrieren machen und Ausbildungen absolvieren. Und ihre Ausbildung bildete lange Zeit den Grundstock für einen sicheren Arbeitsplatz in Nürnberg. In diese Logik fügt sich die Mitgliedschaft in der Industriegewerkschaft Metall. Gewerkschaftsaktivitäten sind für sie eine unmittelbare Konsequenz aus dem bisher Erreichten und die Wahl in den Betriebsrat sicherte ihren Arbeitsplatz weiter ab.

Die IG Metall ist zudem ein Ort, an dem sich ein Stück Jugoslawien für sie bis heute erhalten hat, denn in den Kriegsjahren gründete sich die Initiativgruppe NoviMost (Neue Brücke), die eine Vertretung aller Migranten aus dem zerfallenden Jugoslawien anstrebte. Sie wird in der Gruppe aktiv und findet dort in den Kriegsjahren Stabilität. NoviMost müht sich intensiv darum, dass die Konflikte sich nicht auf Deutschland übertragen und droht im Einklang mit den Arbeitgebern mit der Kündigung, falls es am Arbeitsplatz zu nationalistischen Streitigkeiten kommen sollte. Im Gegensatz zum zerfallenden Jugoslawien hat die IG Metall damit ein Sanktionsmittel in der Hand, das es ihr nach eigener Auskunft erlaubt, allzu große Konflikte zu vermeiden. Den Zerfall Jugoslawiens kann aber auch die deutschlandweit organisierte Gruppe nicht aufhalten. Heute bemüht sich NoviMost um Gewerkschaftskontakte im post-jugoslawischen Raum und versucht dort die Gewerkschaftsarbeit zu unterstützen. NoviMost kann damit als eine postnational organisierte Gruppe gelten (vgl. allgemein dazu: Castree et al. 2004).

Neben dieser Gruppe geben ihr Vereinsaktivitäten Halt. Dabei ist der Verein samt seinen Mitgliedern eher als tragisches Relikt Jugoslawiens zu verstehen, denn als Paradebeispiel migranter Selbstorganisationen. Einst war der Verein der sogenannte jugoslawische Club, der eng mit dem Nürnberger Konsulat zusammenarbeitete. Als sich Jugoslawien auflöste, traten erst die Slowenen aus, dann die Kroaten, die Bosnier, die Montenegriner, Mazedonier und zuletzt gar die Serben. Obwohl die Serben zuvor noch den Vereinsnamen änderten und ihn nach dem serbischen Ritter Miloš Obilić benannten, dem es 1389 in der Schlacht auf dem Amselfeld der Legende nach gelang, trotz verlorener Schlacht den Sultan Murad in seinem Zelt zu ermorden (vgl. Lauer 1999: 426). Und als die Serben gegangen waren, blieben nur jene, die sich nicht aufteilen konnten, weil, wie bei der Serbin Zivković, der Mann Kroat war oder andere sogenannte Mischehen eingegangen worden waren. Die jugoslawische Idee bot ihr eine Identitätsmatrix, in der verschiedene Konfessionen, Nationen und Sprachen vereint waren. Jugoslawin oder Jugoslawe zu sein, ließ andere Bezeichnungen überflüssig oder unwichtig werden. Als „Jugonostalgikerin“ ist es für sie nicht der Rede wert, dass sie serbisch-orthodoxen Glaubens ist, ihr Mann jedoch Katholik und dass ihre Tochter mit einem mittlerweile deutschen Pass kürzlich einen Mazedonier heiratete.

tete. Kurzum, in ihrer Familie hatten sich die jugoslawische Idee und die jugoslawische Modernisierung voll und ganz und zu ihrem Besten entfaltet.

Die positive Identifikation feilt indes nicht vor den Tragiken des Krieges. So verlieren die Zivkovićs ihr Haus und können mit der Ruine kaum mehr etwas anfangen. Weil sie einen serbischen Pass besitzt, musste sie zum ersten Interviewzeitpunkt stets ein Visum für DM 50,- beantragen, um überhaupt nach Kroatien reisen zu dürfen und dort feststellen zu müssen, dass sie nicht immer willkommen ist. Der Hausverlust zwingt das Ehepaar Zivković zur Neupositionierung. Weil ihre Tochter in Deutschland leben möchte und sie Nürnberg nicht missen wollen, entscheiden sie sich für den Kauf einer Eigentumswohnung in Nürnberg. Was in Studien über Integration und Assimilation als Indikator für Bleibeabsichten und Assimilationstendenzen bewertet wird, ist bei genauem Hinsehen allerdings weniger eindeutig. Die Eindeutigkeit gerät ins Wanken, wenn bedacht wird, dass sie sich neben dem Erwerb einer Eigentumswohnung in Nürnberg ein zweites Mal dazu entscheiden, ein Haus zu bauen. Diesmal fällt die Wahl auf den Heimatort ihres Vaters im zwischenzeitlich auch touristisch aufblühenden Durmitorgebirge in Montenegro. Noch viel stärker als beim ersten Haus in Kroatien wird die Freiheit ihrer Entscheidung deutlich. Nicht reliktsche Familiennormen bestimmen die Entscheidung, sondern Fragen der individuellen Altersplanung. Ihre Eltern leben zum Zeitpunkt der Entscheidung in Novi Sad und wollen nicht mehr aufs Land zurückkehren. Ihre Brüder haben ihre Karrieren im jugoslawischen System gemacht und sind auch nach dem Zusammenbruch weitgehend selbstständig. Weitgehend heißt hier, dass derzeit ein Bruder in dem Haus lebt und sehr froh darüber ist. Doch diese Solidarität ist vom ländlichen Hofdenken verschieden, weil es gerade nicht um einen Hof, sondern um eine Person geht. Dass die Familie weiterhin Ressourcen zur Verfügung stellt, die mit dem Begriff des sozialen Kapitals gefasst werden könnten, wird also nicht bestritten.

Bisher wurde der Wandel hauptsächlich in Relation zu der jugoslawischen Entwicklung verdeutlicht. Greift man die Nachtflugmetapher Saint-Exupérys erneut auf, kann auch gezeigt werden, dass es zu einer Annäherung an ‚deutsche‘ Strukturen gekommen ist, denn auch Deutsche trachten nach einem Altersruhesitz im Süden. Vielleicht kann so noch eindrücklicher verstanden werden, dass transnationale Immobilienstrukturen gestern und heute verschieden sind. Es ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, dass soviel Sorgfalt in die eigene Altersversorgung investiert werden muss. Das ist nicht bloß eine Trendbehauptung im Angesicht demografischer Belastungen der Rentenkassen, sondern vor allem eine Beobachtung lang anhaltender Veränderungen der Überlebenswahrscheinlichkeit. Die Erwartung erst im hohen Alter zu sterben, ist, mit hohen regionalen Differenzen, keine hundert Jahre alt. Zuvor starben die Menschen im ‚Laufe des Lebens‘ (vgl. Kohli 1985: 4f.). Erst durch die Erwartung nach Ende des Erwerbslebens noch eine lange Zeit zu leben, wird ein individueller Altersplan relevant. Finanzielle Ressourcen und Gesundheit vorausgesetzt, kann mit diesen Altersplänen ein in der jüngeren Geschichte ungeahntes Maß an Freiheit erreicht werden.

Innerfamiliär sinkt die Erwartung für die Erziehung der Enkel alltäglich mitverantwortlich zu sein und auch die Erfordernisse des Wirtschaftssystems spielen eine zu vernachlässigende Rolle. Die Altersphase hebt sich damit auffallend von der Präerwerbsphase und der Erwerbsphase ab. Viele außerwirtschaftliche Bereiche orientieren sich zunehmend an den Vorgaben der Wirtschaft. Sogar beim Kindergartenbesuch oder der kindlichen Freizeitgestaltung schielt ein Auge auf ökonomische Signale. Man denke nur an Englischunterricht im Kindergarten, Musikerziehung am Nachmittag oder ‚Centers for Talented Youth‘ in den USA. Die Posterwerbsphase ist zwar schon lange keine Ruhephase mehr, aber eben eine Phase mit großen Freiheitsgraden. Vordergründig erscheint sie zudem individuell, denn die Option lautet ‚Wähle‘. Weil diese Individualität Individuen aber überfordert, zumindest wenn jedes einzelne Element neu ersonnen werden muss, kommt es zu einem Kopieren von Ideen, Identitäten oder eben Altersplänen – das Resultat bei Frau Zivković lautet:

PG: Haben sie eine Idee, wie sie alt werden wollen?

Simona Zivković: Ja, ich habe schon eine Idee. Habe ich überall erzählt. Ich bleibe sechs Monate im Süden oder mehr und sechs Monate hier. Winter werden hier verbracht werden. [...]

PG: Dürfen sie das, sechs Monate im Ausland bleiben?

SK: Für Rentner ist Grenze!

PG: Und bei sieben Monaten ist die Grenze...

SK: Ja aber wenn Deutsche Spaß haben, dann kann ich vielleicht auch mal.

Eine Stakkatopassage die dennoch verdeutlicht, was aufgrund ihrer anderen Aussagen herausgearbeitet wurde. Die Eigentumswohnung in Nürnberg und das Haus in Montenegro stellen eine solide kalkulierte Altersabsicherung dar. Mit der Ortswahl Montenegro reiht sich Frau Zivković in die Verteilungsmuster der europäischen Altersmigration ein, wie sie seit langem aus dem westlichen Mittelmeerraum bekannt ist, obwohl ihre geplante Saisonalität der Saisonalität von ‚deutschen Migranten‘ nach Spanien genau entgegengesetzt ist. Sie parallelisiert ihre Entscheidung sogar explizit mit den Lebensentwürfen von Deutschen. Die genaue Klärung der rechtlichen Situation, zum Beispiel in Bezug auf Leistungsansprüche bei der Krankenversorgung, ist für ihre Planung wichtig, muss aber aufgrund der vielfachen Änderungen oder auch Privatversicherungen individuell geklärt werden. Daher kommt sie hier pauschal auf das Problem der Ungleichbehandlung zu sprechen und rechtfertigt fast trotzig ihren Altersplan im Vergleich mit Deutschen. Eine Rechtfertigung allerdings, zu der ich sie fast genötigt habe. Allein hat sie im Gespräch das Thema Ungerechtigkeit nicht adressiert.

Damit endet die Betrachtung von Immobilien und sozialem Wandel. Zwar wurde zu keinem Zeitpunkt eine deterministische Beziehung zwischen Immobilien und Transnationalität behauptet, aber es dürfte klar sein, dass Immobilienstandorte weitere Entscheidungen vorstrukturieren. Die Geschichte wird noch

verwickelter, wenn der Blick die Kriegseignisse fokussiert, die bisher nur bruchstückhaft erwähnt wurden.

Der Krieg – Planänderungen, Rechtfertigungen und Immobilien

Die bisherige Analyse hatte Handlungen von Migranten im Blick, die eine Remigration oder eine Transnationalisierung der Lebensführung wahrscheinlich werden ließen. Bilingualität und Immobilien rückten nicht zufällig ins Interessenszentrum. Vielmehr handelt es sich dabei um beinahe notwendige Requisiten für eine Transnationalisierung der Lebensführung, ganz gleich ob sie intendiert waren oder sich im Laufe der Jahre ergaben. Während für Tanjas Familie alles wie geplant verlief, man sogar geneigt ist an eine intentionale Durchgriffskausalität zu glauben, verliefen andere Biografien weniger nach dem ursprünglichen Plan. Die Analyse verharrte jedoch nicht allein auf der Handlungsseite. Sie wird auch im Folgenden nicht allein die Handlungsseite betrachten, weil sie sonst das Problem der doppelten Kontingenz in sozialen Zusammenhängen halbieren und dabei missachten würde, dass Handlungen stets als das Produkt von Zuschreibungen zu bewerten sind (Luhmann 1991 [1984]: 148ff.). Noch genauer wird es im Folgenden um Zurechnungsprobleme von Kommunikationen beziehungsweise um Sinnselektionen gehen und dabei wird zwischen Handeln und Erleben unterschieden:

„Wird die Sinnselektion der Umwelt zugerechnet, gilt die Charakterisierung Erleben, und die Anknüpfung für weitere Maßnahmen wird in der Umwelt des Systems gesucht (obwohl das System als erlebend beteiligt war!). Wird dagegen die Sinnselektion dem System selbst zugerechnet, dann gilt die Charakterisierung Handeln (obwohl solches Handeln ohne Bezug auf die Umwelt gar nicht möglich ist). [...] Man sieht hier deutlich, wie der Schematismus Komplexität reduziert, Verweisungen kappt und Anknüpfung erleichtert. [...] Deshalb kann es auch immer wieder Zurechnungsdissens geben: Dem einen erscheint als Handeln, was der andere primär als Reaktion auf Erleben erfährt.“ (Luhmann 1991 [1984]: 124f.)

Bis zum Zerfall Jugoslawiens und in Abhängigkeit vom Zeithorizont war es bisher keineswegs falsch, von einer Steuerung oder doch wenigstens von einer Planung zu sprechen. Ermöglicht wurde diese Rede für mich und für Migranten, weil die Strukturen stabil blieben. Innerhalb eines Handlungskorridores konnten Migranten sich für ein Ziel entscheiden und andere beiseite lassen. Sie mussten ihre Pläne zwar gelegentlich nachjustieren, doch weil sozialer Wandel und die Erwartung sozialen Wandels zur gewöhnlichen Norm in der Moderne geworden sind, führten die Planänderungen nicht zur Verzweiflung, sondern oftmals zur wenigstens retrospektiven Zufriedenheit. Dass ex post Rationalisierungen oder